

Baltische Monatschrift.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Inhalt:

| | |
|---|-----|
| Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart. II/III. Von Gregor von Glasenapp. | 457 |
| Otto Arnold Paykull. Von Otto Sjögren. Uebersetzt von Dr. A. Bergengrün. | 474 |
| Gerhardt von Reuters. Ein Lebensbild. (Schluß) | 494 |
| Vermählt. Von Guido Eckardt. | 512 |
| Aus alter Zeit. Von Fr. Hunnius, Probst in Maholm. | 515 |

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Preis jährlich 8 Rbl., das einzelne Heft 80 Kop. Insertionspreise: $\frac{1}{4}$ Seite 10 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite 6 Rbl., im Abonnement (12 Mal) 35%, auf dem Umschlage 25% Rabatt.

—♦♦♦—

Reval.

Franz Kluge.

1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Eidebühl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Unser Bismarck

VON

C. W. Allers.

[12]—9.

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmt gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck
in Friedrichsruh“ bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange
gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen
Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in
sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga.

N. Kymmels Buchhandlung.

[12]—10.

Die Buchhandlung L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,
neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtsendungen,
Probenummern von Zeitschriften etc.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Beforgung — Porto zu Selbstkosten.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph der Gegenwart.¹⁾

II.

Friedrich Nietzsche ist als der Sohn eines sehr wohlhabenden Landpfarrers vor ungefähr 46 Jahren geboren und hat seine Erziehung in der berühmten sächsischen Fürstenschule Pforta erhalten. Es ist bekannt, wie ausgezeichnet diese Schule organisiert ist und daß besonders der angehende Philolog kaum irgendwo eine bessere Vorbereitung für das Studium des classischen Alterthums erhält. Andererseits mag die Abgeschlossenheit von der Bewegung unseres modernen Culturlebens, zumal wenn das Elternhaus des Zöglings sich auch nicht in der Stadt befindet, zur Folge haben, daß die aus der Schule Entlassenen nicht gehörig präparirt auf der Universität in das Getriebe der Wirklichkeit eintreten. Die letzten Enden und äußeren Resultate von Errungenschaften unserer Bildung, Technik, socialen Entwicklung und Verkehrssteigerung lernt das Kind der Großstadt in einem Alter kennen, wo die Kraft des Intellects noch zu schwach ist zu der neugierigen Frage nach dem Ursprung und Zusammenhang dieser glänzenden Schlußergebnisse. Sich dieser Ergebnisse zu bedienen — zu telegraphiren, für Arbeitersyndicate zu stimmen und in Actien zu speculiren — wird so früh, wenn nicht zur That so doch zu einem gewohnten Gedanken, daß auch später, wenn die geistige Kraft vorhanden wäre um zurückgreifend Stufe für Stufe die lange Entwicklung zu verfolgen, wir zu stumpf geworden sind um die großen Gedanken mit dem Eifer, den sie verdienen, zu durchlaufen und den ganzen Reiz der Spannung und Erhebung des Gemüths nachzuempfinden, die ursprünglich diese Etappen des europäischen Fortschritts begleitet haben. Daß in solcher Gleichgiltigkeit und Seichtigkeit ein Nachtheil moderner

¹⁾ Vgl. S. 313 ff. dieses Jahrganges der „Baltischen Monatschrift.“

Erziehung liegt, wird gewiß gern zugegeben werden; dennoch ist andererseits darin zugleich ein Correctiv gegen die Schroffheit des Uebergangs anzuerkennen, den derjenige verhängnißvoll durchmacht, der während der ganzen Schulzeit, von dem geschäftigen Treiben der Wirklichkeit wenig berührt, in einer Idealwelt die erhabenen Grundlagen aller Humanität kennen gelernt hat und dann auf der Universität oder anderswo mit einem Male in den Strudel des actualen Lebens geräth: fast unvermittelt dem Eindruck des Neuesten ausgesetzt, was menschlicher Scharfsinn oder menschliche Narrheit zustande bringen. — Hier liegt eben die Gefahr nahe, daß diese neue Welt von Tagesereignissen, Tagesberühmtheiten und ephemeren Aufregungen auf den Jüngling gar zu anziehend oder gar zu abstoßend wirkt; in beiden Fällen also ihre Wichtigkeit von ihm überschätzt wird. Derartige Erwägungen werden durch die Lebensschicksale so mancher Zöglinge der Fürstenschulen, die später mit der zudringlichen Gegenwart nicht fertig zu werden wußten, bestätigt; sie wären hier aber überflüssig, wenn sie nicht auch — wie uns scheint — auf Nietzsche Anwendung fänden; wenn nicht auch in seinen Werken und in seinem Leben sich vielfach Spuren zeigten, daß er in höherem Grade seiner Zeit angehört, als dem Weltphilosophen geziemt. — So sehr Nietzsche selbst von sich das Gegentheil behauptet, so ist doch nicht zu verkennen, daß das „Moderne“ auf ihn einen übermäßigen Einfluß geübt hat, Eintagsfliegen ihn beunruhigen, kleine Vorfälle in der Politik, vorübergehender Lärm in der Literatur ihm für wichtige Symptome der Richtung gelten, welche der Weltlauf eingeschlagen hat. Was ein zungenfertiger Abgeordneter im Reichstag sagt, was ein Privatdocent in der Hitze seines Ehrgeizes an unvorsichtigen Vererbungsstheorien aufstellt, die zuletzt erschienenen Romane; kurz: was die Zeitung morgens und abends bringt, hat Antheil an der Weltanschauung unseres Gelehrten. Wo kämen auch sonst bei Nietzsche die fast an Circusreclame erinnernden Büchertitel, die picanten Spitzmarken seiner Capitel und einzelnen Aphorismen her? Schließlic seine Lebensweise . . . Doch darauf kommen wir noch zurück.

Schon im Jahre 1868 hatten einige philologische Arbeiten von Nietzsche in der Gelehrtenwelt solches Aufsehen erregt, daß er, damals noch Student, — zum Professor der altclassischen Philologie auf die Universität Basel berufen wurde. Er nahm den Ruf an und wirkte dort als Professor — mit längeren Unterbrechungen, die er zu Reisen benutzte — bis 1879. Von der Universität Leipzig erhielt er, ohne je eine Prüfung bestanden zu haben, den Doctor-titel *honoris causa*. Dies alles spricht für die hohe und frühreife Begabung

so wie auch für die Leistungsfähigkeit unseres Philosophen; besonders wenn man bedenkt, daß ihn außer den Vorlesungen über Philologie und Philosophie auch die Musik viel in Anspruch nahm; denn er war nicht nur ein leidenschaftlicher Freund dieser Kunst, sondern hat auch mehrere vierhändige Compositionen veröffentlicht. Dagegen scheint ihn Schwäche der Augen und Kurzsichtigkeit an lebhafterer Theilnahme für die bildenden Künste gehindert zu haben. Quälende Kopfschmerzen, die sich ziemlich regelmäßig einstellten, waren die Veranlassung, daß Nietzsche im Jahre 1879 seine academische Thätigkeit aufgab und sich von da an ausschließlich mit seiner Philosophie beschäftigte. Nun begann für ihn ein unstätes Wanderleben in Italien und den Alpen: in Rom, Genua und auf Capri, meist aber in kleinen klimatischen Curorten, wie Ruta, Kopallo und Sals-Maria sind die Werke entstanden, die er jetzt veröffentlichte. Mehr auf Spaziergängen als am Schreibtische wurden die fast immer sehr kurzen Aufzeichnungen, aus denen sie bestehen, gemacht; und Nietzsche rühmt die wohlthuende Einsamkeit, welche ihm sowohl entlegene Touristenherbergen als riesige Allerwelt-Hotels gewährten. Die Kopfschmerzen sollen sich nun bald gebessert und ihn ganz verlassen haben; seine Productivität aber stieg mit jedem Jahre. Da erfolgte im Januar 1889 in Turin eine für Alle unerwartete Katastrophe: Nietzsche wurde plötzlich wahnsinnig. Man brachte ihn zuerst nach Jena in ein Irrenhaus; da aber bei der Gehirn-Lähmung an der er leidet, keine Hoffnung auf Heilung vorhanden ist, so befindet er sich jetzt bei seiner Mutter, der verwittweten Pastorin Nietzsche in Naumburg und wird von ihr gepflegt.

Es war entschieden ein Unglück für Nietzsche, daß er so jung und so wenig vorbereitet Professor wurde und über eine Menge schwieriger Autoren zu lesen hatte, die er unmöglich schon alle im Original studirt haben konnte. In der That macht es den Eindruck, als wenn er sich oft damit begnügt hätte seine philosophischen Kenntnisse aus zweiter Quelle zu schöpfen: aus Handbüchern, die nicht nur die Ideen der Denker wiedergeben, sondern auch zur Bequemlichkeit ein rasches Urtheil über sie liefern. Nietzsche ist wirklich sehr belesen und er hat auch über jeden Philosophen sein kräftiges Sprüchlein bei der Hand; dennoch können wir uns des Eindruckes nicht erwehren als ob er außer Schopenhauer nur wenige große Philosophen von Anfang bis zu Ende studirt habe; und zwar deshalb, weil er sich sonst so Manches erspart hätte. Er trägt gewisse Gedanken als seine eigene tollkühne Erfindung, ja als etwas bisher Unerhörtes vor; er wünscht sich Glück zu dem Wagner, das darin liege; er zweifelt daran, daß die Geisteskraft seiner Zeitgenossen

hinreichen werde, ihm auf solche Höhen zu folgen und ahnt nicht, daß er dabei Dinge ausspricht, die schon vor ziemlich langer Zeit bedeutende Philosophen unseres Jahrhunderts wie z. B. Loge und Fehner mit weniger Präntension vorgebracht haben. Auch in Eduard von Hartmanns ersten Werken hätte er einige seiner späteren Gedanken wiederfinden können. Ja noch mehr! Manche sehr nahe liegende Einwände gegen lange geglaubte Wahrheiten, welche Nietzsche macht und als wichtigen Fortschritt in der Bekämpfung der „moralischen Vorurtheile“ ansieht, sind nicht nur schon in alter Zeit ebenso vorgebracht, sondern auch nachher wiederum endgiltig widerlegt worden; und die Welt ist entschieden nicht ganz so sehr in Vorurtheil und Irrglauben versunken, als es unserem Philosophen scheint.

Freilich besteht ein großer Unterschied zwischen der Art, wie ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling — um eine Weltanschauung ringend und bei den Weisen den Schlüssel zum Räthsel des Lebens vernuthend — philosophische Werke studirt, und der Art wie ein Professor, der seine Weltanschauung mehr oder weniger im Pult geborgen haben muß, — *ex officio*, mit Ehrfurcht aber ohne Aufregung die alten Bücher „kennen lern“ oder die neuen durchmustert, um ihnen in seinem System ihren Platz anzuweisen oder ihre Schwächen gelegentlich kritisch zu beleuchten. Auch unseren Philosophen hat wohl oft sein Amt zu diesem abgekürzten akademischen Verfahren genöthigt; woher wir seinen Anhängern nicht beistimmen können, wenn sie von dem „enormen Kreise seines philosophischen Wissens“ sprechen. Das andere, was sie an ihm rühmen, die ungeheuere Lebenserfahrung, läßt sich ebenso wenig aus seinen Werken ersehen. Zu dem schier unerschöpflichen Reichthum an frappirenden Bemerkungen über das Seelenleben scheinen ihm mitunter nicht Menschen von Fleisch und Bein, sondern abenteuerliche Schattenbilder, Figuren aus den von ihm gelesenen Romanen Modell gefessen zu haben. Nach Rittergeschichten für die reisere Jugend und blaustrümpfischen Lieblingshelden schmeckt es z. B., wenn bei ihm der „wahrhaft große Mensch“ sich immer in dem Triebe nach Macht, in Kraftstücken und Gewaltthatigkeiten Luft macht. Die Erfahrung des Lebens zeigt doch, daß in Wirklichkeit die höchsten Geister in der Mehrzahl der Fälle andere Züge an sich tragen, daß sie gar nicht so sehr nach Macht begehren, sondern — froh, wenn man sie ungeschoren läßt — ohne Sprünge und Explosionen ihr Werk verrichten und in verhältnißmäßiger Bedürfnislosigkeit das eigentliche Arcanum der so theuren Selbstständigkeit sehen. Weder Vorgesetzte noch Untergebene wollen sie haben. — Um Menschenkenner zu werden und gesunde Erfahrungen zu

sammeln ist wohl auch kaum eine Lebensweise so ungeeignet, wie das Touristenleben, das Nietzsche führte. Nichts als Reisende, Sommerfrischler, Curbedürftige, Ferien-Genießende, den Alltagspflichten Entzogene, nichts als Menschen in Ausnahmezuständen umgeben den Touristen und liefern das Material für sein Studium. Nicht nur der Engländer, sondern auch jeder von uns kehrt auf Reisen und in der Fremde andere Seiten seines Wesens heraus als zu Hause; und das ansässige Volk benimmt sich ebenfalls gegen den flüchtigen Gast anders als gegen den einheimischen. Allein, vielleicht irren wir uns! Wenn nicht zum Einsammeln des Stoffes für empirische Psychologie, so könnte doch möglicher Weise zum Philosophiren selbst dieses Leben, wie Nietzsche es führte, — sorglos, durch keine Pflicht und keinen Beruf gebunden, durch keinen weltlichen Ehrgeiz in bestimmte Bahnen gewiesen — die günstigsten Bedingungen bieten. Das Asyl der Freiheit ist ja gewiß dem Philosophen ein noch viel kostbareres Gut als dem Weltkünde; und wir entfernen uns wohl nicht von der Wahrheit, wenn wir die großartige Verwegenheit des Denkens, die unseren Philosophen auszeichnet, ebenso wie bei Schopenhauer zum Theil auf seine materielle und gesellschaftliche Unabhängigkeit zurückführen. Jedenfalls aber wird die wechselnde Scenerie, die den Reisenden umgiebt, die bunte Mannigfaltigkeit der Menschen und Dinge, an denen er vorüberieht, beigetragen haben zu der spielenden Lebendigkeit und sinnlichen Fülle seines Stiles. Nicht ohne Grund spöttelt Nietzsche über die Schriftsteller, die mit eingedrücktem Bauche vor dem offenen Tintenfaß sitzen um dort aus sich die Gedanken herauszuziehen. Wo soll Schopenhauers „Dachkammerphilosoph“, dem Nacht für Nacht dieselbe Lampe an demselben dürftigen Schreibtische scheint, die Abundanz, die nie versiegende Bilderrede, die packende Gegenständlichkeit und natürliche Grazie der Diction hernehmen; da doch auch in seinen — wie in John Locke's — Intellect keine Vorstellung hereinkommt, sie sei denn zuvor in den Sinnen gewesen? — Indes abgesehen von diesem für das Wesen der Sache am Ende nicht sehr wichtigen Vorzug des Stiles, ist immerhin solch ein Philosophenleben, wie Nietzsche es führte, unendlich weit von dem Ideal des Weisen entfernt, welches uns aus dem classischen Alterthum überliefert wird. Alles das was Nietzsche, wie wir gesehen haben, vom Leben verlangte: Härte, Strenge, Zwang, vor allem Gefahr, Lebenslagen, mit denen nicht zu spaßen ist, feindliches Zusammenprallen der Leidenschaften, Thaten und Unthaten — das alles wird eigentlich auf keine Weise besser umgangen und vermieden, als bei diesem sorglosen Wanderleben eines reichen Touristen. Und alles, was

seinen Widerwillen und seine Verachtung erregt: der Heerdeninstinct und das sociale Zusammenhalten, die gutmüthige Zahmheit der Menschen, welche bewirkt, daß niemand etwas zu fürchten braucht, schließlich die durchaus demokratische Steigerung der Industrie und Erleichterung des Verkehrs: — dies alles ist gerade nöthig um dem Touristen ein solches Leben erst zu ermöglichen. Von der paradiesischen Unthätigkeit und den Vorkehrungen, sich die praktischen Sorgen fern zu halten, welche heutzutage — freilich nur für Geld — zu haben sind, hat sich nicht einmal Diogenes geschweige denn Sokrates oder Plato eine Vorstellung gemacht. Zu ihren Zeiten waren noch zur Befriedigung der schlechtesten, elementarsten Bedürfnisse besonders darauf gerichtete Willensimpulse, wenn nicht gar Handanlegung erforderlich; während bei uns, trotz Vermehrung der Bedürfnisse, ein großartig mechanisirter Geschäftsbetrieb mehr leistet als einst das Märchen dem Schlaraffenlande andichtete; so daß z. B. mit einer Zahlung am Wilschalter nicht nur Eisenbahn und Dampfboot ihre Maschinen für uns in Bewegung setzen, sondern auch ein complicirter Beamtenapparat uns sorgsam und ungefährdet an den Wundern der Natur und Kunst vorbei die bequeme Rundreise erleben läßt. Man sieht also wohl: kein Denker der alten Zeit hat so wenig gestört durch niedere praktische Erfordernisse, so ganz ausschließlich sich seinem inneren Beruf, dem Philosophiren widmen können, wie Nietzsche. — Dennoch schleichen sich Zweifel ein, ob wirklich ein solches Leben die besten Bedingungen zum Philosophiren im großen Stile, zum Schaffen einer moralischen Weltanschauung bietet; denn von welchem realen Untergrunde, von welcher selbstdurchkosteten und erlittenen Wirklichkeit werden schließlich die hohen allgemeinen Gedanken, die das System des grübelnden Weisen ausmachen, abstrahirt; wenn nicht das Leben, den eigentlichen Text liefert, zu dem alles Philosophiren der Commentar ist. Daß dieses Leben an äußeren Begebenheiten, Wechselfällen und Katastrophen arm sein mag, hindert — wie wir an Kant sehen — gewiß nicht den Denker von providentieller Berufung im engen Kreise seiner Pflichten und Sorgen die ewigen Gesetze der menschlichen Seele zu belauschen; aber wenn dem jugendlichen Denker alles: Amtspflichten, Geschäfte und Familienorgen, überhaupt alle naturgemäßen Plagen des Daseins fehlen, so wird — fürchten wir — das unausgesetzte Philosophiren und theoretische Moralisiren, wie Nietzsche es seit dem dreißigsten Jahre trieb, ein Commentar sein, zu dem es keinen Text giebt. — Diesen Eindruck macht in den späteren Werken die endlos spielende Zweifelsucht unseres Philosophen, die bisweilen sich selbst über-

gipfelnd ihr eigenes Ziel aus dem Auge verliert; so daß nicht nur der Werth der Wahrheit und die Pflicht nach ihr zu forschen in Frage gestellt, sondern schließlich auch die Berechtigung des Zweifelns wiederum bezweifelt wird u. s. w. Wenn Nietzsche sich dennoch einen positiven Geist nennt und gegen die Zumuthung wehrt, Skeptiker zu sein, und wenn er dazwischen wieder, wie in ahnungsvoller Vision der Zukunft, sagt: „Es könnte zur Grundbeschaffenheit des Daseins gehören, daß man an seiner völligen Erkenntniß zu Grunde ginge, — so daß sich die Stärke eines Geistes darnach bemäße, wie viel er von der Wahrheit gerade noch aushielte,“ („Jenseits von Gut und Böse“ p. 61) so machen solche Stellen zusammengehalten mit einigen ominösen Aeußerungen aus dem Privatverkehr es begreiflich, wie manche auf die Ansicht gekommen sind, Nietzsches Geistesrichtung habe nothwendig in Wahnsinn auslaufen müssen. Thatsächlich liefern nun seine Werke keinen Anhaltspunkt für diese Meinung: im Ganzen genommen, zeigen die späteren an Klarheit, Consequenz und Besonnenheit nur Vorzüge gegenüber den früheren. Da auch die sogenannte erbliche Belastung von den Verwandten und Freunden des Philosophen in Abrede gestellt wird, so mag wohl die Angabe seiner Anhänger richtig sein, daß bei fortwährender geistiger Anstrengung nur der übermäßige Gebrauch von Schlafmitteln — besonders von Chloral — die Gehirn lähmung herbeigeführt hat. Hierauf kommt es aber auch nicht so sehr an; denn wir besitzen hoffentlich die Fähigkeit, den Werth der Gedanken unabhängig von der Person und deren Schicksal zu schätzen.

Von Nietzsches Werken sind — wie schon angedeutet — nur die ersten: „die Geburt der Tragödie“ und die „Anzeitgemäßen“ einigermaßen fest gefügt und innerlich geordnet; die übrigen bestehen aus Aphorismen, von denen jeder — ob kürzer oder länger — ein für sich apart verständliches und anziehendes Ganze bildet. Selten nimmt ein Aphorismus auf den vorhergehenden Bezug; selten ist einer länger als zwei oder drei Seiten; viele umfassen nur ein paar Zeilen. Besonders merkwürdig ist der Stil des „Zarathustra“: er besteht wohl auch größtentheils aus kurzen Sprüchen, zwischen denen gelegentlich mit einigen Worten eine Art von Erzählung fortgeführt wird; er ist aber dabei in einer Sprache abgefaßt, welche am meisten an die „großen Propheten“ des Alten Testaments und bisweilen auch an die Apokalypse des Johannes erinnert: freilich nicht an das Original, sondern an die besondere Manier, wie Luther sie übertragen hat, mitsammt dem langweiligen „und . . . und . . . und“ nebst hin und wieder eingestreutem „Sela!“ — Dies Buch hielt Nietzsche für sein

„bestes“, und einen Brief, den er nach seiner Vollendung an einen Freund richtete, glaube ich so deuten zu dürfen, daß er wünschte, von nun an alle seine weiteren Werke in diesem Tone zu halten. Glücklicherweise hat er es nicht gethan. Auch mit dieser Leistung muß übrigens Nietzsche den Geschmack der Zeit getroffen haben; denn es sind in den letzten Jahren kleine Brochuren erschienen, die in Form und Inhalt offenbar diese Zarathustrasprüche nachahmen und auch die häufigen Verbheiten und die Versuche, aus der Rolle zu fallen, nicht scheuen. Wie sehr aber unser Philosoph mit seinen übrigen Werken — wahren Anthologien von Geistesblitzen: jedes Stückchen ohne Vorstudium in einer freien Viertelstunde genießbar — das Gepräge der neuesten Gegenwart und ihrer Liebhabereien an sich trägt, braucht nicht ausdrücklich begründet zu werden und ergibt sich nebenbei auch aus der Ungeniertheit, mit der manche Schriftsteller schon jetzt aus Nietzsches Reichthum an Esprit sich die Taschen füllen. Es ist indessen auch abgesehen von der Rücksicht auf Reiz und Bequemlichkeit für sich und das Publicum nicht unerklärlich, wie ein Mann von so gediegener humanistischer Vorbildung darauf kam, für seine tiefsten Ideen diese unwissenschaftliche Form zu wählen. Viele philosophische Gedankengebiete sind jetzt so durchforscht und allgemein bekannt, daß oft ein kurzer Hinweis darauf, ja ein einziges Wort — wie die Stichworte: Optimismus, Sociologie, Evolution — genügt, um ganze Ketten von Theorien und Problemen bei dem Leser in Erinnerung zu bringen. Und dem Schriftsteller, der immer originell sein will, der nur das niederschreibt, worin er von allen seinen Vorgängern abzuweichen glaubt, gestatten die Aphorismen an Stelle des behutamen schrittweisen Vordringens, sich solcher Miniaturbilder und zahlreicher Kunstpausen, die den logischen Zusammenhang abreißen, als Abbreviaturen der Rechnung zu bedienen. Nichtsdestoweniger gewährt die folgerechte Gliederung und wissenschaftliche Anordnung des Stoffes doch dem Verfasser die beste Selbstcontrolle gegen Trugschlüsse und Lücken; sie allein weist jeder neuen Behauptung gleich im System eine Stelle an, wo sie sich mit scheinbar oder wirklich ihr entgegenstehenden Thatsachen auseinandersetzen hat, wo sie der Prüfung ihrer Triftigkeit nicht aus dem Wege gehen kann; und schützt so auch den Leser vor logischen Ueberrumpelungen. Wohl aus diesem Grunde, also um der Redlichkeit willen gegen sich und andere, haben wirklich originelle Geister — wie Kant und Locke — nicht Anstand genommen, ihre neuen Ideen in althergebrachte Schemata und Classificationen zu zwingen.

Die flüchtige Skizze von Nietzsches Schicksal und Lebensweise, wie wir sie vorausgeschickt haben, gestattet noch Streiflichter auf einige Sonderbarkeiten, die, ganz abgesehen von dem philosophischen Zusammenhange, an seinen Schriften auffallen. Wohl nur bei einem Leben, das so ganz von fremdem wie selbstgeschaffenem Zwange frei, den eigenen schwärmerischen und excentrischen Neigungen folgt, konnte diese curiose Verehrung der Geheimmisse wie bei einem religiös-mystischen Träumer sich einnisten. Denn er, der geschworene Feind aller Vorurtheile, schwelgt förmlich in dem Gedanken, daß man vielleicht noch so Vieles nicht weiß, daß es möglicherweise so viel Verborgenes giebt; er sehnt sich nach dem, was nicht nur geheimnißvoll ist, sondern auch immer so bleiben soll, überhaupt nach raffiniert gesteigerten Zuständen, wie nach einem Stimulans, ähnlich jenen krankhaft überreizten Naturen, auf welche nur noch starke Gifte wirken. Hierher gehört sein „dionysischer“ (mitunter auch — ich weiß nicht weßhalb? — „halkyonischer“) Taumel in einem eigentlich doch ziellosen Kraftgefühl und einer verschwenderischen Lebensüberfülle, die er ganz unbefangen auch der übrigen Menschheit zuschreibt; während in Wirklichkeit sie nur die Ausnahme bildet, und es nützlicher gewesen wäre zu lehren, wie der Mensch in der Lage, welche die Regel bildet: in der Drangsal des Lebens und dem Mangel haushalten mag. Unser Philosoph verfährt eben wie der Satte, der den Heißhunger anderer nicht begreift. In gesundem Zustande ist dem Menschen auch nicht das Unergründliche und Unerforschliche interessant, sondern wir untersuchen die Dinge um zu erfahren, was „dahinter“ steckt, und erst was unserer Vernunft zugänglich ist, scheint uns werthvoll, weil wir uns seiner bemächtigt haben. — Bei solchen Dispositionen des Gemüths mußte Nietzsche wohl im Kampfe gegen die herrschenden Tendenzen des Jahrhunderts ungefähr in die Lage eines Redners kommen, der vor einer Versammlung seine ernsthafteste Meinung mit dem vollen Bewußtsein der Erfolglosigkeit verflucht: die gewisse Aussicht, daß er doch nicht durchdringen werde, macht ihn zu Uebertreibungen und Paradoxieen geneigt: bei der Vergeblichkeit seines Beginnens kommt es ihm auf Einiges zu viel in der Schärfe seiner Formulierungen nicht mehr an. Nicht alles, was er sagt, ist ernst zu nehmen; manches ist bloß gymnastisch, als Fechterstreich gemeint. Und überhaupt spricht man ja zu Harthörigen laut, bisweilen so laut, daß man heiser wird.

III.

Dieser neuen Philosophie, die man kurzweg „Individualismus“ nennt, ohne übrigens hiermit einen besonders glücklichen und unzweideutigen

Terminus gefunden zu haben, scheint folgender logische Gedankengang zu Grunde zu liegen.

Nietzsche glaubt sich vor eine Alternative gestellt: auf der einen Seite stand der seinem Naturell widerstrebende Pessimismus nach Schopenhauers Lehre, welcher praktisch zur Askese, Selbstentäußerung und Mitleid mit allen Geschöpfen führt; auf der anderen Seite stand ein ebenso entschlossener und rücksichtsloser Optimismus, für den sich zu entscheiden aber noch kein Philosoph gewagt hatte. Fato urgente that Nietzsche diesen Schritt und nahm die Folgen auf sich. Daß ein solcher Optimismus für die Menschheit möglich sei und sogar wirklich existirt habe, das schien ihm eine gewissermaßen vorphilosophische Epoche zu bezeugen: nämlich das griechische Alterthum bis zur Zeit des Aeschylus mit dem Glanze seiner Kunst und dem Jubel des dionysischen Geistes. Das Maßhalten der Griechen, bemerkt Nietzsche in der „Morgenröthe“, entsprang aus der beständigen Besorgniß: „daß ich mich nur nicht zu glücklich fühle!“ — So verfocht er denn einen Optimismus, der das Leben freudig bejahte und für höchst begehrenswerth hielt. Diesem Standpunkte der Selbstverherrlichung des Individuums mit seinen Trieben und Neigungen widersprach nun aber die unleugbare Thatsache, daß die große Mehrheit der Menschen nicht in Glück und Freude lebt, sondern höchst unglücklich ist: besonders die Siechen, Kranken, Unbegabten und sonst Hilflosen. Es mußten daher, um diesen Widerspruch zu heben, alle diese nicht zur kraftvollen Selbstbejahung prädestinirten Wesen als Ballast weggeräumt, aus der Menschheit, an die Nietzsche sich wendet, eliminirt werden. Das geschieht dadurch, daß nur der „große Mensch“ und seine Forderung für werthvoll erklärt werden. Alle die unbedeutenden, niedrig stehenden, stumpfen, verkümmerten Existenzen, alles, was „Masse“ heißt, kommt nicht in Betracht. In diesem Sinne wird gelehrt, Völker seien Umwege der Natur um zu sechs oder sieben großen Männern zu kommen. Sollte nun der Philosoph das, was als vorübergehende Stimmung bei so manchem Menschen vorkommen wird, eben die Idee, daß nicht die Starken und Herrlichen um der Kleinen und Häßlichen willen, sondern umgekehrt die Kleinen um ihretwillen da sind, — wollte er dies — meine ich — consequent durchführen, so mußte ihm noch ein Zweites auffallen, daß nämlich die eigentlich sittliche Befähigung eines Menschen mit dem sonstigen Glanz und der Kraft seiner Persönlichkeit nach, der bisherigen Auffassung wenig zu thun habe; denn es war gar zu offenbar, daß die edelsten Eigenschaften: Mitleid, Sanftmuth, Herzensgüte, Liebe,

Gerechtigkeit gar nicht immer bei den Glücklichen und Starken, sondern ebenso oft bei den Armen, Elenden und Gebrechlichen zu finden sind. So war die Frage nicht zu umgehen, wohin Nietzsche dasjenige rechnet, was man bis jetzt am Menschen die „Güte“ genannt hatte, ob zu den Eigenschaften, die dem Triebe zur Macht absolut förderlich sind und daher gesteigert und erhalten werden sollen, oder zu denen, die nur von bedingtem Werth sind und ebenso oft als Schwäche erstickt werden müßten. Consequenterweise hat er sich für das Letztere entschieden und kommt so zu seiner „Herren- und Sklavenmoral“, die er nur mißverständlich für eine philosophische Entdeckung hält, da sie doch eigentlich — so hoch auch ihr Werth sein mag — nur eine historische Studie ist. Denn mit welchen Ausdrücken man auch die Begriffe „gut“, „böse“ und „schlecht“ zu umschreiben und zu definiren sucht; es wird immer darauf herauskommen, daß das eine das „Sein-sollende“, das andere „das Nicht-sein-sollende“ ist; und Nietzsche steht gar nicht, wie er glaubt, jenseits von gut und böse; er setzt nur an die Stelle von „gut“ und „böse“ andere Namen. Dasjenige, wodurch das Leben gesteigert, das große Individuum gefördert wird, das ist für ihn das Sein-sollende. In vereinfachter Formel: das Sein-sollende = Cultur des aufsteigenden Lebens = gut (in der Sprache der Herrenmoral) + böse (in der Sprache der Sklavenmoral); das Nicht-sein-sollende = *décadence* = schlecht (in der Sprache der Herrenmoral) + gut (in der Sprache der Sklavenmoral). Allein die Moralisten hatten ja bisher gar nicht behauptet, in ihrer Philosophie die im wirklichen Leben hier und da bei dieser oder jener Gesellschafts-schicht vorkommende Werthungsweise menschlicher Handlungen und Gesinnungen abzubilden; sondern diesen schwankenden, that-sächlichen Aeußerungen des empirischen Gewissens eine geläuterte, dem Wechsel entzogene Lehre entgegen zu setzen. Es ist nun wichtig, daß ohne diese Umwerthung der bisherigen sittlichen Werthe Nietzsche nicht zu dem Ideal der gewaltigen Persönlichkeit, in dessen Anschauung er sich begeistert, zu dem „großen bösen Menschen“ gelangen konnte.

Wenn man in Gedanken den Versuch macht, Nietzsches Vorschläge über das naturgemäße Verhalten der Starken zu den Schwachen actuell durchzuführen, so drängt sich vor allem ein Protest auf: wir alle sind ja im Kindesalter schwach, elend, hilflos und unfähig. Wie läßt sich also ermitteln, wer einmal groß und mächtig wird und zur Steigerung des Typus „Mensch“ beiträgt, wenn nicht ein bedeutender Theil der Starken und Gefunden seine besten Kräfte darauf verwendet, um den Schwachen und

Kranken als Pfleger, Wärter und Erzieher zu helfen. Die spartanische Gepflogenheit des Aussetzens in das Schilf des Eurotas ist nicht unbedingt zu empfehlen, denn hätte man z. B. dem Giacomo Leopardi, der sein ganzes Leben lang sehr schwach und schwer krank war, in der Jugend diesen freundlichen Beistand versagt, so würde unfehlbar ein noch ärgeres Siechthum und ein noch früherer Tod ihn verhindert haben, uns die Werke zu hinterlassen, an denen auch Nietzsche den Stempel hoher Genialität bewundert. — Dennoch scheint uns, daß solche praktische Einwände weniger auf einen Grundirrtum des Philosophen, als vielmehr auf eine Lücke hinweisen, an deren Ausfüllung — durch einige einschränkende Zusätze zu seinen Lehren — ihn vielleicht nur das Unglück, das ihn betroffen, verhindert hat.

Auch bei der jetzt zu unternehmenden Prüfung der Folgerungen, deren diese kühne Philosophie benötigt, wird alle Sentimentalität und sittliche Entrüstung füglich bei Seite zu setzen und die kalte Analyse eines Machiavello zum Muster zu nehmen sein. Auf diesem Wege wollen wir versuchen Nietzsche zu begreifen, eingedenk der Worte seines großen Lehrers: ist die Wahrheit ein Skandal, so geschehe der Skandal und die Wahrheit werde gesagt!

Damit, daß Nietzsche eine Moral der Macht und nicht des Glückes lehren will, hat er natürlich nur einen Wortstreit angeregt; denn es ist klar, daß nur der nach Macht strebt, dem diese Aussicht Befriedigung verspricht; die Befriedigung des Willens ist aber das jeweilige Glück, mag es sonst bestehen worin es wolle, mag es einem anders gearteten Willen noch so unbegreiflich erscheinen. Es kommt eben darauf an, worin ein jeder sein Glück sieht, und die Macht ist nur eine Species des Glückes. In ähnlicher Weise versucht Max Stirner alle Wohlthaten, die man anderen erweist, auf Egoismus zurückzuführen: „Weil ich aber die kummervolle Falte auf der Geliebten Stirn nicht ertragen kann, darum, also um meiner willen, küsse ich sie weg. Liebe ich diesen Menschen nicht, so möchte er immerhin Falten ziehen, sie kümmern mich nicht; ich verscheuche nur meinen Kummer.“ („Der Einzige und sein Eigenthum“. 1845.)

Gerade über das, was zu erfahren das Interessanteste wäre, über die Arten und Gestaltungen der Macht, die das Ziel des großen Zukunftsmenschen bildet, fehlen bei Nietzsche positive Angaben; nur in der „Götterdämmerung“ p. 116 heißt es: „Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs.“ So sind wir also darauf

angewiesen, aus dem sonstigen Inhalt seiner Werke dennothwendige Folgerungen über die höheren Entwicklungsphasen des „großen Menschen“ zu ziehen. Es fragt sich, was der Zukunftsmensch, wenn er das Ziel seines Willens — die Macht — erlangt, damit anfängt? In der Pflege von Kunst und Wissenschaft wird er nicht aufgehen; denn erstens ist für Nietzsche die Wissenschaft von secundärem Werthe, der Gelehrte, der „wissenschaftliche Mensch“ ein ziemlich untergeordnetes Wesen, ein „bloß nützlich“es“ Werkzeug in der Hand des großen Mannes der That; und zweitens bedarf es auch zur Förderung von Kunst und Wissenschaft gar nicht besonderer Machtentfaltung; — im Gegentheil: solche Beschäftigungen verlangen eher eine gewisse Zurückgezogenheit, also einen Verzicht auf Macht. Daß auch in den grobsinnlichen Genüssen der ideale Mensch nicht den Zweck seines Daseins erblickt, darüber ist Nietzsche mit uns allen einig; und da zur ausschließlichen Beschäftigung mit sich selbst die große Gewalt überhaupt unnütz wäre, so bleibt nur die Macht im eigentlichen Sinne übrig: die möglichst umfassende Macht über andere Menschen. Diese muß den Uebermenschen irgendwie befriedigen, seinem Willen genugthun. Mag es auch, wie unser Philosoph andeutet, ein schmerzvolles Glück sein, er wird es doch dem Gegentheil, der Ohnmacht vorziehen. Hier ist nebenbei daran zu erinnern, daß auch die härteste Selbstsucht nicht ganz der Rücksicht auf andere entzogen sein kann. Es liegt eben in der geselligen Natur des Menschen, daß der Eindruck des Wohlgefallens oder Mißfallens, den wir auf andere machen, viel weniger zu einer Quelle des Genusses oder Verdrußes für die anderen, als für uns selbst wird. Die Art und Weise, wie wir uns in ihrem Kopfe spiegeln, die Gedanken, die sie sich über uns machen, und ihre Anerkennung sind Gegenstand unserer Freude und unseres Mergers und werden so uns gegenüber zu einer Macht; zu einer Macht, die selbst den Herrn von seinen Sklaven in Abhängigkeit bringt; denn es würde, wie Loge (Mikrokosmos II) sagt, selbst für den wüthendsten Regierfürsten nicht ausreichend sein, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu lassen, wenn nicht wenigstens noch der da wäre, der ihn fällt und durch solchen Gehorsam gegen jenen Wink diese That der Macht anerkennt. — Solche Erwägungen überzeugen davon, daß das menschliche Naturell einen völligen Egoismus ausschließt dank diesem socialen Instincte, der — zum Laster gesteigert — Eitelkeit genannt wird, aber nicht etwa bloß mehr oder weniger häufig vorkommt, sondern uns allen ebenso angeboren ist, wie das Bedürfniß nach Speise und Trank. In dem Ganzen der Naturbetrachtung

ist übrigens dieser Satz nur ein aus der Seelenkunde geschöpftes Beispiel für die allgemeinere Thatsache, daß jede Wirkung in Wahrheit eine Wechselwirkung ist: daß A also nicht auf B wirken kann ohne von B zugleich eine Rückwirkung zu erfahren.

So wird auch der Heros der Zukunft von den niederen Menschenmassen, die er beherrscht, niemals unabhängig sein, er wird sich auch seiner Macht über den Pöbel nur so lange wirklich erfreuen, als die Unterthanen sich nicht wie unbelebte Massen oder Naturkräfte verhalten, sondern wenigstens die Möglichkeit des Ungehorsams nachgeblieben ist. Allein abgesehen davon, daß aus diesem Grunde der „große Mensch“ nicht so ganz Selbstzweck wird, wie es vorausgesetzt war, muß doch sein Wirken auf die anderen irgend welchen Inhalt haben und in irgend welcher Richtung erfolgen; denn Macht in abstracto als leere Möglichkeit des Wirkens giebt es ebenso wenig wie es nicht Bewegung „an sich“ giebt, sondern nur Bewegung in bestimmter Richtung und mit bestimmter Geschwindigkeit. Unmöglich können wir nun annehmen, der Uebermensch werde seine Gewalt darin bethätigen, die anderen zu vernichten und in ihrer Entwicklung zu hemmen, ihnen zu schaden; denn er ist ja der „Werthe-schaffende“, der das Leben steigert und inhaltvoller macht. Die Wirkung auf andere ist also in moralischer wie politischer Hinsicht nicht als verderblich, sondern als irgendwie heilbringend zu denken. Mag auch der Starke nicht die augenblickliche Lust, nicht das materielle Gedeihen der gegenwärtigen Generation im Auge haben, es bleibt doch nichts anderes übrig als anzunehmen, daß er es gut dabei meint und etwelche, wenn auch in ferner Zukunft gelegene Förderung, Erstarkung, ein aufsteigendes Leben der anderen erzielen will. — Wo sind wir hiermit angelangt? — Bei dem Bekenntniß, daß auch die Thätigkeit des Uebermenschen auf den Nutzen anderer gerichtet, er also nicht mehr Selbstzweck ist, sondern ein Mittel, das um anderer Willen da ist. Daß aber die Zwecke werthvoller sind als die Mittel liegt im Begriff. Hiermit wäre Nietzsches Philosophie zu dem Gegentheil des Zieles gekommen, zu dem sie sich aufmachte. Jetzt ist es auch nicht von besonderer Bedeutung, ob man annimmt, daß die „Meerde“, die Masse der Plebejer das Feld für die Thätigkeit des Genies bildet, oder ob er nur die Möglichkeit im Sinne habe, daß in Zukunft wieder einmal große Menschen entstehen können. Jeder Einzelne wirkt dazu daß in Zukunft andere kommen können, jene anderen wieder ebenso, und der Zweck jedes noch so großen Menschen liegt dann außer ihm selbst. Wo bleibt also der Werth dieser ganzen

Kette von Nullen? Die relativen Werthe müssen doch endlich ein Ende haben und ihre Rechtfertigung in dem Gewinn eines absoluten Werthes finden. — Sollte jedoch schon das bloße Vorhandensein aller dieser hochgearteten Individuen, auch nachdem sie selbst gestorben sind und obgleich sie nur für andere gewirkt hatten, einen unbedingten Werth bedeuten; sollte die Thatsache allein, daß eine solche Reihe von Prachttypen einmal da gewesen ist, den Preis ausmachen für die Kraftentfaltung bei der Entwicklung der Menschheit; so könnte das nicht für ein sterbliches Wesen gelten, das auf der Weltbühne mitspielt und nachher nichts davon weiß, sondern nur für einen außerveltlichen Zuschauer. Der mag vielleicht seine Freude und einen hohen ästhetischen Genuß darin finden, daß der Aufschwung beziehungsweise der Niedergang unseres Geschlechts gerade so fortschreitet; daß die Stadien des Weges, die Schlüsse der Scenen und Acte gerade durch das Auftreten solcher Helden signalisirt werden. Bei diesem Sternensfuge, diesem Wechsel des Standpunktes der Betrachtung wird Nietzsche uns freilich nicht folgen: ihn reizt nicht das Ueberirdische und jede Beziehung zu einem Jenseits hat er abgebrochen; daß er von unzähligen unsterblichen Seelen spricht und die menschlichen Triebe und Affecte so benennt, hat wohl jeder Leser nur als rhetorische Floskel aufgefaßt; oder sollte wirklich jemand mit seiner Sehnsucht nach Unsterblichkeit darin bescheidenen Trost finden, daß die Liebe und der Haß, die Großmuth und der Neid, die in ihm wohnen, auch in alle Zukunft immer dort vorkommen werden, wo es menschenähnliche Wesen giebt? Die Gattung von Unsterblichkeit, die Unsterblichkeit der von uns gedankenmäßig erzeugten Beobachtungsergebnisse, klingt echt platonisch; es ist die Unsterblichkeit abstracter Begriffe und noch schattenhafter als die von den Materialisten gepriesene Unverlierbarkeit der Kraft und Unzerstörbarkeit der Stoffatome, aus denen unser Leib aufgebaut ist. In wie viel freudigere Erregung muß uns erst die Gewißheit versetzen, daß auch alle die Dreiecke, Zahlen und Parallelogramme unsterblich sind; denn nicht nur in menschlichem Fühlen und Sinnen, überall, wo die Anschauungsformen „Raum“ und „Zeit“ gelten, werden sie auferstehen. — Wenn es nun aber das gemeinsame Schicksal aller Ethiken ist, die wie Nietzsches Philosophie nicht bloße Genußlehren sein wollen und doch mit der Metaphysik keinen Berührungspunkt haben, — daß jeder um eines anderen willen da ist, der andere wieder für einen anderen, schließlich keiner für sich etwas bedeutet und das letzte Ziel uns so zu sagen unter den Händen verschwindet; — so brauchen wir uns

hierdurch noch nicht irre machen zu lassen und Nietzsches bisherige Weltanschauung für werthlos zu erklären. Es wäre ja möglich, daß er bis hierher consequent und richtig verfahren ist und nur in dem eigensinnigen Verschmähen jeder Anknüpfung an ein Jenseits sein Mangel besteht; dann könnten wir die fehlende Spitze an sein System ansetzen, indem wir seine Gedanken auf unsere Weise zu Ende denken. Thun wir dies und kehren wir zu unserem hypothetischen Beobachter zurück, der von „außen“ den Lauf der Weltentwicklung zu eigenem Ergötzen verfolgt; so ist zu fragen, welche Verbindlichkeit ein solches Fundament der Moral, das Niemandem auf Erden jezt und in alle Ewigkeit Nutzen bringt, für uns Menschen (Uebermenschen oder Nichtübermenschen) haben kann? So wenig wir uns für die Idee begeistern werden, hier unser irdisches Wohlfsein dafür hinzuopfern, daß die Wesen auf dem Planeten Jupiter in ihrem geistigen Fortschritt gefördert werden, auch wenn wir wüßten, daß sie der Förderung viel würdiger sind als wir; — eben so wenig sehen wir uns verpflichtet die olympische Neugier eines aus dem Jenseits herüberblickenden Zuschauers zu befriedigen; aber freilich eben so wenig wird man uns gewöhnlichen Menschen auch einbilden können, wir seien nur dazu da, um — *vindice nullo* — als Kulturboden zur Erzeugung künftiger Zarathustras zu dienen. — Diese Fiction eines translunatischen Zuschauers möge man nicht für eine müßige Grille und Spielerei halten: sie ist die verborgene Voraussetzung nicht nur für das Verständniß von Nietzsches Moral, sondern auch für einige der bedeutendsten philosophischen Systeme, deren Nachwirkungen noch jezt in dem Reiche der Wissenschaften zu spüren sind: es wird auch dort dem Weltproceß der Verlauf so vorgeschrieben, als ob es bei dem Durchmachen des ganzen reichen Menschenlebens mit seiner Qual und seinem Glück nicht darauf ankäme, wie ihnen, den lebendigen Seelen dabei zu Muth ist, sondern wie sich diese ganze Procedur als vorbedachtes Ceremoniell von Jenseits betrachtet ausnimmt. Es ist, als ob die Philosophen ihre Begriffsdichtung vor dem Spiegel erfunden hätten; sie wollen sich selbst gerne wiedersehen, oder wenigstens ihr System; sie tauschen in der Einbildung die Rolle, versetzen sich also selbst an die Stelle eines solchen Zuschauers, betrachten nicht als Menschen, sondern von dieser excentrischen Position aus den Weltproceß im Lichte ihrer Lehre; und siehe! sie finden alles sehr gut. Bewußtermaßen hat ja kein Philosoph diesen Standpunkt der Eitelkeit eingenommen, aber seine Erwähnung ist hier doch insofern gerechtfertigt, als — wenn ich nicht irre — auch Nietzsches ganzer Heroencultus und

der enorme Werth, den er der Erzeugung dieser Prachteremplare beilegt nur durch eine solche uneingestandene, von ihm selbst nicht bemerkte phantastische Verwechslung der moralischen Situation mit der ästhetischen zu Stande kommt. Ist es doch eine ganz gewöhnliche Selbsttäuschung, daß man glaubt philosophische Fragen durch künstlerische Conception zu lösen. — Mit all diesem ermüdenden Wenn und Aber ist nun nichts weiter bewiesen, als daß Nietzsches Lehre als Ganzes sich nicht halten läßt; denn wenn das Leben des großen Individuums nicht völliger Selbstzweck ist, so bleibt nichts übrig, als alles das, was so energisch abgewehrt wurde: die sanften Tugenden des Mitleids und überhaupt die Selbstlosigkeit — weil zur Förderung fremden Wohles unumgänglich — wieder in Gnaden aufzunehmen. Daß etwas aber zugleich Mittel und Selbstzweck sein könne — („wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten“) — ist nur unter der verschwiegenen oder ausgesprochenen Voraussetzung eines metaphysischen Weltganzen denkbar, welches nicht bloß zusammengerathen ist, sondern planvoll zusammengehört.

Hierdurch darf die Schätzung des Philosophen indes nur wenig beeinträchtigt werden. Welches System ist denn schon von der Nachwelt in Bausch und Bogen für richtig erklärt und angenommen worden! Nichtsdestoweniger könnte also an den Leistungen Nietzsches in manchen wichtigen Einzelheiten ein bleibender Werth anzuerkennen sein, und die günstigste Gelegenheit zu zeigen, daß dies wirklich der Fall ist und sein Verdienst um die großen Probleme des Menschenlebens hervorzuheben, bietet der Vergleich mit seinem Antipoden, dem Grafen L. N. Tolstoi, den wir in dem nächsten Abschnitt versuchen wollen.

Gregor von Glasenapp.



Otto Arnold Paykull.

Von Otto Sjögren.

Uebersetzt von Dr. A. Bergengrün.

Die vorliegende Biographie Paykulls ist schon 1881 im ersten Jahrgang der schwedischen historischen Zeitschrift (*Historisk Tidskrift utgifven af Svenska historiska föreningen genom E. Hildebrand*) erschienen. Erst in der allerletzten Zeit scheint man bei uns der schwedischen historischen Literatur eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. Bisher ist ihr die Beachtung, welche sie für die livländische Geschichte verdient, nicht zu Theil geworden. So ist denn auch die Sjögrensche Biographie Paykulls neben manchem Andern, auf die Geschichte Livlands Bezüglichen, das sich in der genannten schwedischen Zeitschrift findet, bisher unbekannt geblieben. Das seit dem Erscheinen von Anton Buchholtz' Beiträgen zur Lebensgeschichte Patkuls neu belebte Interesse für Patkul und seine Zeit wird die Veröffentlichung der Biographie Paykulls, des Zeitgenossen und Leidensgefährten Patkuls, in deutscher Uebertragung an dieser Stelle rechtfertigen. Die Uebersetzung ist wortgetreu. Was ich an Erläuterungen, die einem weiteren Leserkreise nicht unlieb sein werden, Bemerkungen und Zusätzen, vornehmlich in den Anmerkungen, hinzugefügt habe, unterscheidet sich durch kursiven Druck von dem Texte der Sjögrenschen Arbeit. Sjögrens von der unsrigen abweichende, man könnte sagen schwedische Beurtheilung und Verurtheilung Patkuls ist zu bekannt, als dass ein besonderer Hinweis im Texte auf jede einzelne Stelle, an der sie auch in dieser Arbeit zu Tage tritt, so in den einleitenden Worten und in einer Anmerkung zum Jahre 1701, wo von der Verwechslung Paykulls mit Patkul die Rede ist, nöthig wäre. Diese orientirende Bemerkung mag genügen.

Die Citate Sjögrens habe ich, soweit es möglich war, nachgeschlagen und verglichen. Doch sind mir hier am Orte nicht alle von Sjögren angeführten Werke zugänglich gewesen.

An einzelnen Stellen wird die Uebersetzung schwerfällig und undeutsch klingen. Es sind das meist wörtliche Anführungen aus einer Zeit, deren Ausdrucksweise im Schwedischen nicht weniger als im Deutschen an sich unbeholfen und wenig präcise war.

A. Bergengrün

Riga, Juli 1894.

Neben Patkul trat beim Beginn des Nordischen Krieges noch ein anderer Livländer, D. A. Paykull,¹⁾ bei den Feinden Schwedens in Dienst; auch sind sie beide in die Gewalt des Siegers gerathen und haben in demselben Jahre den Tod durch Henkershand gefunden. Doch haben sie sonst nichts Gemeinsames mit einander; weder in ihren Absichten, da der eine seinen Nachedurst stillen, der andere nach bestem Vermögen seine allerdings streitige Unterthanenpflicht zu erfüllen suchte; noch in ihrer Thätigkeit, da der eine, ein schlauer Diplomat, mit der Feder im Kabinet arbeitete, der andere, ein ehrlicher Krieger, seinen Dienst im Heere nahm; nicht einmal in ihrem unglücklichem Schicksal, da der eine im Neze seiner eigenen Intriguen gefangen wurde, der andere sich mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfeld ergab. Der erstere fiel wie ein überführter Verbrecher, der letztere als Opfer einer bis auf die Spitze der Abgeschmacktheit getriebenen Rechtsauffassung. Von den Geschichtschreibern der Folgezeit ist Paykull nicht bloß infolge des ähnlich lautenden Namens mit Patkul oft verwechselt worden, sondern er hat auch, gleich wie dieser und mit noch weniger Grund, als Vertreter des mit Schweden unzufriedenen Theils des livländischen Adels gelten müssen. Durch das nachstehende Lebensbild soll gezeigt werden, wie wenig berechtigt es ist, die beiden merkwürdigen Männer zusammenzupaaren.

Die Familie Paykull gehört eigentlich zu den deutschen Adelsfamilien Estlands und stammt aus dem alten Hause Türpsal.²⁾

1) D. A. v. Paykull schrieb er sich in den Briefen an Dahlberg. Gleichzeitige und spätere Autoren haben abwechselnd seinen Namen Paykul, Paikull, Paikul, Paikel und Peikel geschrieben. Die schwedische Schreibweise Paikull (richtiger Paikfüll) hat ihren Grund in der livländischen Sitte (*sic*) bei Namen das u und y mit Punkten zu versehen.

2) Huvel Nord. Misc. St. 15. (*Im 15. Stück der Nordischen Miscellaneen habe ich weder über die Familie Paykull noch über Türpsal etwas finden können und vermag daher die Angabe Sjögrens nicht zu kontrolliren*). Eine bestätigte Stammtafel ist dem Introduktionsgesuch Karl Paikfülls im Mitterhausdeput. — Protocoll für 1755 Seite 723 beigelegt (Stockholm Mitterhausarchiv). Aus ihm ersieht man, daß Clas Paikfüll (welcher um 1625 lebte) zwei Söhne hatte: Jürgen (Stammvater des schwedischen freiherrlichen Zweiges) und Fabian (verm. mit Ursula von Weingarten, welche um 1629 lebte). Des letzteren Söhne waren Friedrich Reinhold P. (Leutnant) sowie zwei andere, deren Vornamen nicht aufgegeben sind. Einer von diesen letzteren kann D. A. Paykulls Vater gewesen sein.

Ihren letzten Ursprung hat sie der Tradition nach in Westfalen. In Livland soll sie nach Stjernman¹⁾ schon um 1400 ansässig gewesen sein. Ein Zweig des Geschlechtes stieg in der schwedischen Zeit zu bedeutender Stellung empor: Jürgen Paykull, geb. zu Neval 1605, als General in den schwedischen Freiherrnstand erhoben (introducirt unter Nr. 33), wurde 1654 Reichsrath und starb 1657. Dieses freiherrliche Geschlecht erlosch jedoch schon mit dem Sohne, dem Rittmeister Jürgen Paykull, welcher 1676 in der Schlacht bei Lund fiel. Der adlige Zweig, in Livland ansässig, versank in Unbedeutendheit. Ein Major Georg Diet. Paykull und ein Capitän Johann Otto Paykull dienten in Karls XII. Heer.

Die zugänglichsten Angaben für seine frühere Lebensgeschichte hat O. A. Paykull selbst in seiner Vertheidigungsschrift an das Svea-Hofgericht²⁾ hinterlassen. Er wurde um 1662 geboren, als ganz Livland eben durch den Frieden von Oliva definitiv unter die Gewalt Schwedens gekommen war; durch die Geburt war er mithin factisch schwedischer Unterthan. Daß er sich aber in der Folgezeit als solchen nicht ansah, sich auch nur ungern als solchen ansehen konnte, hatte jedoch seine guten Gründe: der Vater hat nämlich niemals der schwedischen Regierung den Treueid geleistet, und dasselbe ist auch mit dem Sohne der Fall gewesen. Fünfzehn Jahre alt, verließ der junge Paykull sein Vaterland um „sein Glück an fremden Orten in der Welt“ zu suchen. Wegen der Armuth des Vaters bezog er einige Zeit hindurch die Zehrpennige von dem Bruder seiner Mutter. Sachsen wurde jetzt sein zweites Vaterland. Schon im ersten Jahre (1677) fand er eine Anstellung als Page³⁾ am sächsischen Hofe; er trat alsdann in die Garde

¹⁾ *Matrikel öfver Svea Rikes Ridderskap och Adel. Stockholm 1781. Friherrar Nr. 33.*

²⁾ General Paykulls Erklärung über die wider ihn im Svea-Hofgericht geltend gemachte Forderung des Oberfiskals (Stockholm, Königl. Bibliothek, Manuscriptensammlung).

³⁾ Journal de Pierre le gr. 135. Die Angaben von J. C. L. (der deutsche Herausgeber von Hagens Bericht über Patkul), daß er zuerst in brandenburgischen Diensten war, sind unrichtig.

Hagens „Nachricht von der Hinrichtung Joh. Reinh. von Patkul“ ist mit Erläuterungen herausgegeben worden von J. C. L., Pr. zu Br., Göttingen 1783. Mir liegt dieselbe Ausgabe nur mit verändertem Titel vor, auf dem der Herausgeber sich nennt: J. C. Lindes, Past. zu Brrome. — Diesen Titel finde ich weder im Schriftstellerlexikon, noch bei Winkelmann verzeichnet.

Johann Georgs II. und diente auch unter Johann Georg III.¹⁾ Einige Zeit (um 1681)²⁾ verbrachte er auch in französischen Kriegsdiensten, aber er kehrte nach Sachsen zurück, wo er endlich zum Obersten befördert wurde. Paykull betrachtete sich nun ganz natürlich als sächsischen Unterthan, obgleich er allerdings niemals förmlich von der Unterthanenpflicht entbunden worden ist, mit der er, weil in einem unter der Krone Schweden stehenden Lande geboren, nach der strengen Auffassung der Zeit, an dieses Reich gekettet war. Mit seines Vaters Tod (1684) mag er das letzte Band, welches ihn an Livland fesselte, als zerrissen angesehen haben. Mit des Vaters Gut erbt er auch dessen geschäftliche Verwickelungen, welche er zu ordnen unternahm. Bald darauf (1686) heirathete er in Sachsen die Tochter des damaligen Obersten, späteren Generallieutenants Minkowiz und scheint mit ihr eine bedeutende Mitgift erhalten zu haben, welche ihn in den Stand setzte, sich mit den Gläubigern des Vaters zu vergleichen. In Brabant (*sic*) befriedigte er seine Wetheren aus dem Hause Düker, welche Forderungen an den Vater hatten, und reiste darauf (1692) nach Livland, um sich durch den Verkauf des Gutes einigermaßen zu decken und sich mit den übrigen Gläubigern endgiltig abzufinden. In einer Unterredung mit dem Untergouverneur Soop erklärte er, daß er seinen Wohnsitz im Auslande aufgeschlagen habe und an die Rückkehr nach Livland nicht mehr denke. Die Schlußabrechnung fand nun unbehindert statt. Es gelang Paykull das Gut für 5500 Thaler zu verkaufen und er erlegte als Ausländer dem üblichen Brauche zufolge den 10. Pfennig der Kauffumme.

Kurze Zeit darauf verließ Paykul den sächsischen Kriegsdienst und kaufte sich (1694) ein Gut in der Mark Brandenburg.⁴⁾ In Berlin soll

1) Johann Georg II. und Johann Georg III. Kurfürsten von Sachsen 1656—1680 und 1680—1691.

2) Er diente nämlich zusammen mit Burenköld, welcher das Jahr 1681 in französischem Dienste verbrachte (Svenskt Biogr. Lex. ny följd II 233).

3) J. C. V (*indes*) berichtet also fälschlich, „daß Paykull durch die Liquidationskammer seines Gutes verlustig ging.“

4) Bernouilli erzählt in seiner Biographie Paykulls (Anhang zu Patkuls Berichten III, 326,) er habe Nachforschungen nach dem Namen und der Lage des Gutes anstellen lassen, aber ohne Erfolg.

Da Kersch (II, 72) nun Paykull den „Colberger-General“ nennt, so thut er es möglicherweise, weil das Gut in der Nähe dieses Ortes lag. Im Svenskt Biogr. Lex. Artikel D. N. Paijfull VIII, S. 76, steht in Folge eines Druckfehlers „1699“ anstatt des hier richtig gegebenen „1694.“

er, vermutlichlich 1696, mit dem damals landsflüchtigen Patkul zusammengetroffen sein und ihn dem alten Feldmarschall Flemming vorgestellt haben, mit dessen Sohn,¹⁾ dem Günstlinge des Königs, Patkul seitdem in mannigfache Berührung kam.

Bald darauf erfolgte die Wahl *des Kurfürsten* Friedrich Augusts von Sachsen zum Könige von Polen. Patkul, schon in gutem Einvernehmen mit dem jungen Flemming, arbeitete mit steigendem Eifer, um das gegen Schweden gerichtete Angriffsbündniß zu Stande zu bringen, dessen Vorspiel in den fürstlichen Kanzleien von Statten gehen mußte. Unter den Lockmitteln, welche er anwandte, nahm die Vorspiegelung einer im livländischen Adel herrschenden Unzufriedenheit mit Schweden einen wichtigen Platz ein. Um dieser Vorspiegelung von vorn herein einen Schein der Wahrheit zu geben, suchte er möglichst viele Livländer zum Eintritt in den Dienst König Augusts zu bereden. Der in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelte, darauf entwichene Officier Löwenwolde wurde in einem seiner Promemoria (von 1698) als geeigneter Agent in Vorschlag gebracht, um die livländische Mitterschaft zu „sondiren“ und heimlich aufzuwiegeln, und nahm ohne Bedenken einen solchen Auftrag an. In demselben Promemoria wurde dem Könige auch gerathen „den Oberst Payfull in seinen Dienst zu nehmen, welcher bei dem Unternehmen große Dienste leisten könne.“²⁾ Patkul dürfte hierbei die livländische Herkunft des ihm Vorgeschlagenen, welche seiner Verwendung eine scheinbare Bedeutsamkeit geben sollte, mehr in Rechnung gezogen haben, als etwa sein Feldherrngeschick, das noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu bewähren. Payfull erhielt die Aufforderung in den sächsischen Dienst wieder einzutreten; daß er ihr Folge leistete, läßt sich wohl mehr aus seinen früheren langjährigen Beziehungen zu den sächsischen Kurfürsten sowie aus dem Verlangen nach Thätigkeit und Auszeichnung erklären, als aus irgend einer Unzufriedenheit mit der schwedischen Regierung, welche ihm wohl eben so fremd wie er ihr war.

1) Muss heißen: Neffen. Heinrich Heino von Flemming geb. 1632, † 1706, sächsischer und brandenburgischer Feldmarschall. Sein Neffe Jakob Heinrich geb. 1667, † 1728, sächsischer und polnischer Cabinetsminister und Feldmarschall, erst in brandenburgischen Diensten, unter Johann Georg IV sächsischer Oberst und Generaladjutant. Als Gesandter August des Starken in Warschau verschaffte er durch geschickte Unterhandlungen 1697 seinem Herrn die polnische Krone.

2) Büschings Magazin XV, 284 Memorial v. 2 Jan. 1698.

Im sächsischen Heere wurde Paykull sofort zum Generalmajor befördert und bis zu Flemmings Ankunft mit dem Oberbefehl über die Truppenmacht (4 Regimenter, 2500 Mann¹⁾) betraut, welche an der kurländischen Grenze unter dem Vorwande versammelt wurde, bei der Anlage eines Kriegshafens in Polangen zu helfen, thatsächlich um nach Patkuls Vorschlag ohne Kriegserklärung Riga hinterlistig zu überrumpeln. Die Truppen rückten weiter durch Kurland, nun unter dem Vorwande von Mißthelligkeiten, die mit den „kurischen Junkern“ entstanden seien, und Paykull nahm sein Hauptquartier in Janischef. Aber Rigas Generalgouverneur, der alte Graf Dahlbergh, ahnte zeitig genug das wahre Ziel. Ueberdies war er einigermaßen gewarnt von dem schwedischen Gesandten im Haag, Siljeroth²⁾, sowie von der kurländischen Herzogin. Die Darstellung dieses Ueberrumpelungsversuches und des Antheils Paykulls an demselben lassen wir hier nach Dahlberghs Relation³⁾ an die schwedische Regierung, als der Hauptquelle, folgen.

Im December 1699 begannen verschiedene sächsische Officiere und andere ausgeschiedte Kundschafter aus dem Lager in Janischef sich in Riga einzufinden unter dem Vorwande, Wechselgeschäfte zu erledigen und Proviant einzukaufen. Dahlbergh erinnerte sofort daran, daß sie keine Pässe hätten, und sandte den Oberst Wrangel an Paykull mit dem Ersuchen, die Officiere mit Pässen zu versehen, damit sie von anderen Fremden unterschieden werden könnten, welche „allerhand Excesse verübten“. In dem Schreiben vom 14./24. December versprach Paykull dieses Begehren zu erfüllen und hielt zugleich darum an, daß man, „um den Desertionen unter den königl. Truppen zuvorzukommen vice versa gewisse mesures ergreife“, wobei er sich erbot, darüber persönlich in Riga mit Dahlbergh Rath zu pflegen. Es war hierbei vielleicht erfinderisch genug ausgedacht, daß die Kundschafter, welche ihr Spiel mit „allerhand Excessen“ nicht länger treiben konnten, es von nun ab in der Eigenschaft von Deserteuren

1) Nach Buchholtz Beitr. zur Lebensgesch. Patkuls 141 waren es 4 Regimenter Dragoner u. 3 Regimenter Infanterie = 7000 Mann.

2) Schreiben vom 6. Dec. 1699 Beilage zu Dahlberghs Relation. (Vergl. die folgende Anm.)

3) Relation om polska infallet i Litland. Stockholm Reichsarchiv. (Livon. 227.) Diese zum mindesten in ihren Beilagen wichtige Quelle ist bis hiezu von den Autoren, welche die Geschichte Karls XII. geschrieben haben, wenig benutzt worden: Nordberg, Aldersfeld, Limiers und Lundblad haben sie garnicht zu Rathe gezogen und Fryxell wahrscheinlich auch nicht.

fortsetzen sollten. In seiner Antwort vom 17. December nahm Dahlbergh Paykulls Vorschlag an¹⁾ und hieß ihn willkommen. Aber er überließ diesen Brief absichtlich nicht dem von Paykull gesendeten Boten, welchen er gleich wieder heimkehren ließ, sondern schickte ihn mit einem Fähnrich, welcher zugleich Ordre erhielt, sich über die Zahl und Stellung der sächsischen Truppen zu unterrichten und bei seiner Rückkehr darüber Bericht zu erstatten. Dieser führte die beiden Aufträge ordentlich aus und brachte auch eine Antwort von Paykull vom 19./29. Dec.²⁾ mit, welche Dahlberghs höfliches und loyales Verhalten dankbar anerkannte, seinem Wunsche Ausdruck gab „einem wegen seiner extraordinären Meriten so hoch renommirten und zugleich wegen seiner sonderbahren honesteté und civilité so sehr gerühmten großen General seine unterthänige reverence zu machen, und denselben seiner vor Ihme habender veneration persönlich und mündlich zu versichern“, aber zugleich beklagte, daß von dem Starosten Dginfsky die verdrießliche Nachricht eingegangen sei, ein großer Theil des litauischen Abels unter Sapieha sei im Begriff, „einen Roccosch, welches man auf teutsch nicht anders als eine Rebellion nennen kan, gegen den König zu formiren“, weswegen er sich mit allen seinen Truppen bereit halten müsse, um bei der Unterdrückung der Empörung sofort mitzuwirken. Das war ein neuer Vorwand, um die Truppen dort stehen zu lassen, während man die für die Ausführung des Anschlages bestimmte Zeit abwartete. „Obwohl“, äußerte Dahlbergh über diesen Brief, „veranlaßt durch die in obligeanten Termen in ihm contestirte sincerité, man sich fast imaginiren sollte, daß bemeldeter Generalmajor als eingeborener Livländer und Vasall Sr. Kgl. Majestät nicht capabel sein sollte, unter einer schmeichelnden Feder ein verschmitztes und falsches Herz zu verbergen, so hat man doch in der Folge klärllich wider alles Vermuthen penetrirret und in der Offerte selbst erfahren, wie sehr man sich in dieser aus seiner sincère conduite gefaßten

1) Zur *Geschichte des Ueberrumpelungsversuches* ist die neueste Darstellung bei Buchholtz: *Beiträge zur Lebensgesch. Patkuls* S. 141 ff. zu vergleichen. Dahlberghs Relation hat Buchholtz allerdings vorgelegen; aber die Beilagen hat er nur theilweise gekannt.

Wrangels Sendung wird bei Buchholtz nicht erwähnt; nach ihm schrieb Dahlbergh an Paykull zum ersten Mal am 14./24. Dec. 1699 und Paykull antwortete darauf am 19./29; nach Sjögren ist letzteres schon die zweite Antwort Paykulls auf den zweiten Brief Dahlberghs vom 17./27. Ueberhaupt ist Sjögren in den folgenden Abschnitten ausführlicher als Buchholtz.

2) Beil. A. zu Sjögrens Aufsatz.

guten opinion frustriert hat, weil er mit der im obengenannten Briefe vorgegebenen excuse und mitgetheilten ouverture von dem durch den Feldherren Sapieha gegen die sächsischen Truppen vorbereiteten sogenannten Kofosch oder Generalaufgebot kein anderes Absehen gehabt hat, als uns damit zu aveugeln, um den festen Voratz, uns zwischen Weihnachten und Neujahr auf eine falsche, betrügerische und hinterlistige Art zu überrumpeln, desto glücklicher nach ihrem Wunsche ezequiren und bewerkstelligen zu können“.

Einige Tage vor Weihnachten traf der von seiner Sendung nach Rußland zurückgekehrte Oberst Carlowitz in Riga ein, wo er höflich empfangen wurde; bei seiner Abreise gab er vor, in 6 Wochen wiederkommen zu wollen, um eine neue Gesandtschaftsreise nach Rußland anzutreten, und bat um freie Passage für sein Fuhrwerk, welche auch bewilligt wurde. Inzwischen glaubte Dahlberg auf seiner Hut zu sein zu müssen. Zu seiner Kenntniß gelangte, daß eine Menge Brücken und Sturmleitern¹⁾ verfertigt würden, besonders in Herbergen,²⁾ einem Gute des Majors Vietinghof, wo Patkul sich zufällig aufhielt, und es begann sich das Gerücht von einem bevorstehenden sächsischen Einbruch in Livland zu verbreiten. Mitte Januar (1700) erhielt Dahlberg durch einige Ueberläufer die Nachricht,³⁾ daß Paykull und Carlowitz mit den hervorragendsten sächsischen Officieren einen Kriegsrath gehalten hätten, nach dessen Schluß die Regimente Ordre bekommen hätten, mit 36 Schuß pro Mann und Mundvorrath für 4 Tage aufzubrechen, wobei 5—600 Schlitten zusammengebracht seien, auf welchen die Soldaten, als Bauern in weiße Röcke von Wadmal gekleidet, befördert werden sollten; der Zug solle über die hart gefrorene Düna nach Riga gehen, dessen Wachen man an den Stadthoren überraschen wolle. Aber die starke Kälte, auf welche man gerechnet hatte, verhinderte das Unternehmen, indem mehr als 300⁴⁾ von den auf dem Marsch Begriffenen Hände und Füße abfroren; da man überdies Riga wohlbewacht fand, mußte das Unternehmen für dieses Mal aufgegeben werden und die Truppen kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Ohne Kenntniß davon, daß man in Riga von dem mißglückten Attentate wußte, ließen die Sachsen das Gerücht von einem geplanten Aufbruch der Truppen nach Mitau ausprägen. Dahlberg aber, der sich

1) *stormslangar*.

2) *Der Name des Gutes bei Buchholtz 142 nicht genannt.*

3) *Aufgabe der beedenn Sachsischen Deserters so den 16. Jan. bey der Reuter wacht angehalten worden sein. Beilage B. zu Sjögrens Aufsatz.*

4) *200 Mann nach Buchholtz 143.*

nicht irre führen ließ und ebenso wenig seinen Gegnern einen Vorwand zu Feindseligkeiten geben wollte, befahl gleichsam in Ausführung des mit Paykull getroffenen Uebereinkommens, eine Reiterwache an der Grenze aufzustellen¹⁾ „um dem Desertiren zuvorzukommen,“ und ermahnte zugleich seine untergebenen Befehlshaber „alle Dispute und bronierie mit den Sachsen zu vermeiden, damit ihnen ihrem Wunsch und Begehren nach keine Ursache zu einem Mißverständniß gegeben werde.“ Nun sandte Paykull wieder ein Schreiben (vom 3./13. Febr.²⁾), vermuthlich in der Absicht allen Argwohn zu beseitigen, in der That aber machte er seinem Mißmuth über die verfehlte Speculation allzu deutlich Luft und verrieth ein verzweifeltcs Bemühen, in einer erdichteten Begebenheit, ja in den Vorsichtsmaßregeln selbst, welche schwedischerseits getroffen wurden, den gewünschten Vorwand zum Kriege zu suchen: „Man hat nicht allein in Riga und anderwärts dergleichen präparatoria, als sonst niemahlen geschehen, ja nicht weniger, als wan man stündlich einen wirklichen Feind vermuthete, gemacht, die Wälle mit Mauren und piquen, Sensen und Morgensternen, welches kaum in wirklichen Belagerungen geschieht, besetzt Ja man ist so weit gegangen, daß man gar espions in Unsere Quartier geschicket Alle diese und dergl. demarches haben mich zwar sehr befremdet, jedoch habe ich es alles dahin passiren lassen wollen, biß endlich ich innen geworden, daß man auch durch Thätlichkeit die gegen uns hegende üble intention zu verstehen zu geben sich bemühe.“ Dann beklagte er sich darüber, daß 6 sächsische Deserteure in Riga zurückgehalten würden und daß das Detachement, welches zu ihrer Einholung ausgesandt war, nicht in die Stadt gelassen worden sei: es war ein Mittel den kurz zuvor mißglückten Ueberrumpelungsversuch zu bemänteln. Zum Schluß forderte er, daß die zurückgehaltenen Deserteure sofort entlassen werden sollten.

Kurze Zeit darauf erhielt der Oberst Wrangel von dem in Patkuls Hochverrathsproceß verwickelten, nachher aus Riga entwichenen Lieutenant

1) Nach Buchholtz 143 geschah das schon Mitte oder Ende December 1699.

2) Das Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation, eine Copie in kriegshist. handl. (Stockholm riksarkivet Livon. 599). Gedruckt in Livonica fasc. I, 3—5. Nordberg *König Karl den XII Historia. Stockholm 1740, I, 66; Deutsche Ausgabe von Heubel, Hamburg 1745—51, I, 118*, giebt an, daß nach einem später eingetroffenen Berichte Paykull den Brief auf Patkuls Rath geschrieben haben soll; I, 71 (*Deutsche Ausg. I, 125*) sagt er, daß Patkul ihn geschrieben habe.

Löwenwolde zwei Briefe, datirt Mitau, den 4. und 6. Febr.¹⁾ Sie waren darauf berechnet, Dahlbergh vorgelegt zu werden und Gerüchte auszusprengen, welche die Vertheidiger Rigas einschüchtern und die heimlichen Feinde Schwedens ermutigen sollten. Gleichsam im Vorübergehen streifte er die Mittheilung, daß die Russen rüsteten, daß Brandenburg damit umgehe 4000 Mann dem Zaren zu überlassen, ja daß auch die sächsischen Truppen demselben Ziele zustrebten: alles das jedoch nur als loses Gerücht. In der That, hieß es, wollten die Sachsen, den eingetroffenen Nachrichten zufolge, nach Wilten aufbrechen, und die Kurländer seien schon in Furcht, „daß man ihnen noch eine Contribution abzwängen wolle“. Ein sächsischer Lieutenant hätte wohl geäußert „es möge nun kurz oder lang dauern, schließlich solle es doch Riga und Livland gelten“, aber darüber könne man nichts sicheres wissen, zumal die Sachsen noch zu schwach wären, so lange sie mit den fremden Truppen noch nicht vereinigt seien. In dem anderen Briefe berichtete er, daß der erwähnte Aufbruch, wie es heiße, sich blos auf 120 Mann beschränke, welche „den Deserteuren die Grenze verlegen sollen“; der Herzog von Kurland und die Ritterschaft seien mißvergnügt und suchten sich darüber zu beschweren. Weit entfernt davon sich durch diesen mit schlauer Fündigkeit zusammengestoppelten Brief irreführen zu lassen, konnte Dahlbergh in ihm nur einen weiteren Wink in Bezug auf die Absichten der Sachsen finden.

Am Bayfull expedirte er am 7. Febr. eine ausführliche und gefällige Antwort, in welcher er zeigte, daß die getroffenen Anstalten nicht ungewöhnliche wären und keine Drohung in sich schloßen; die 6 Deserteure, erklärte er, hätten die Stadt nicht passirt; wenn aber solche kämen, so sollten sie nicht minder als zuvor prompt extradirt werden. Von dem jetzt im sächsischen Hauptquartiere eingetroffenen Flemming langte nichtsdestoweniger am folgenden Tage ein Schreiben²⁾ von gleichem Inhalt wie das Bayfulls an, auf das er sich auch bezog; dabei wurde angedeutet, daß man auf Grund des Gerüchtes, daß ein finnländischer Truppentheil die rigasche Garnison verstärken und einen Ueberfall des sächsischen Lagers unternehmen solle, sich genöthigt sehe, entsprechende Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Grenze zu sperren; „obwohl“, schreibt Dahlbergh in seiner Relation, „der ganzen ehrenhaften und rechtlich gesinnten Welt das Urtheil überlassen

1) Diese Briefe kennt Buchholtz nicht.

2) Nach Buchholtz 144 datirt vom 8. Febr., eingetroffen am 9.

bleibt, ob diese vorgewendeten und gegen alle Ehre und Redlichkeit streitenden listigen und leichtfertigen Gründe als sufficiente für den Beginn eines Krieges bei irgend einem ehrlichen Menschen in consideration kommen.“ In seiner Antwort an Flemming vom 9. Febr. widerlegte er inzwischen „in höflichen Termen“ die Beschuldigung, zu irgend einem Mißverständniß Anlaß geboten zu haben.

Bald darauf folgte die Ausführung des Ueberrumpelungsversuches,¹⁾ welchen Carlowitz dadurch vorbereitete, daß er für seine Frachtschlitten die Erlaubniß, Riga zu passiren, erwirkte. In auffallend große mit Stroh und Matten bedeckte Schlitten wurden eine Menge Grenadiere, 3000 Faszinen, 2 Kanonen und die zur Ueberrumpelung dienlichen Waffen und Geräthschaften hineingestopft; ein Stück hinter den Schlitten schlichen 80 Dragoner einher und weiter fort auf anderem Wege eine größere Abtheilung unter Baykulls Befehl; zuletzt kam die Hauptmacht, bei welcher sich Flemming und Patkul befanden. Beim Dorfe (*sic*) Olai stieß der Zug auf einen schwedischen Reiterposten unter dem Rittmeister Dieterichs. Der Betrug wurde entdeckt, es entstand ein Tumult, aber die Reiter wurden nach kurzem Kampfe von den herbeieilenden Dragonern übermannt.²⁾ Dieterichs gewann inzwischen Zeit einige Leute mit der Nachricht von dem Ueberfall nach Riga zu schicken, bevor er mit den anderen Ueberlebenden gefangen fortgeführt wurde. Baykull, zu dessen Abtheilung er geführt wurde, ritt sofort auf ihn zu und fragte ihn, wie er sich habe erdreisten können, mit so wenig Volk Widerstand zu leisten, und welchen Weg die Reiter, welche nicht gefangen worden seien, eingeschlagen hätten. Der Mittheilung Dieterichs, sie seien nach Riga gesendet „um über die Bagage zu rapportiren“, wollte Baykull keinen Glauben beimessen. Der Marsch wurde eine Stunde lang fortgesetzt, bis man das Blitzen der von den Wällen Rigas abgefeuerten Alarmschüsse sah und ihr Knallen hörte. Nun bemerkte man deutlich, daß der Anschlag mißglückt war und hörte von Dragonern die Aeußerung: „Wir sollten diesen Morgen in Riga sitzen und

¹⁾ Die folgenden Details finden sich bei Buchholtz nicht; Kelch II, 72 und 73, hat sie auch nicht, obwohl er Dahlberghs Relation gekannt zu haben scheint.

²⁾ Fryxells Angabe (*Berättelser ur Svenska Historien*, XXI, 144) daß „die Grenadiere gefangen genommen und alles zusammen nach Riga geschickt wurden, ist, wie es nach Dieterichs Rapport scheint, unrichtig, wo ausdrücklich die Zurückkunft der Schlitten erwähnt wird. (Dahlberghs Relation Beilage B. 10.)

den Kommandanten über die Mauer werfen, aber nun ist der ganze Anschlag verborben.“ Sie zogen deswegen ab und griffen statt dessen später am Tage, und zwar mit größerem Erfolge, die Kobronschanze an.¹⁾ Nun schickte Dahlbergh nach Stockholm einen Rapport über den Friedensbruch der Sachsen.

Zur selben Zeit, da Flemming das Manifest anschlagen und verbreiten ließ,²⁾ daß der König von Polen zu den Waffen gegriffen habe, um dem von den Schweden in Aussicht genommenen Einbruch in Litauen zuvorzukommen, und nun die Bevölkerung Livlands in Schutz und Schirm nehme, setzte er auch einen anderen Brief (vom 19. Febr.) an König August auf, dem er über das Mißtrauen und die Ungefälligkeit klagte, welche von schwedischer Seite den friedlich auftretenden Sachsen erzeigt worden seien. Er habe, schrieb er, den Generalmajor Paykull zur Rechenschaft gezogen, um zu ergründen, ob von seiner Seite irgend ein Anlaß zu solchem Mißtrauen gegeben worden sei; aber dieser habe sich völlig gerechtfertigt und erhärtet, daß Riga ohne den geringsten Anlaß von unserer Seite auf Kriegsfuß gesetzt wurde. Natürlich war dieser Brief weniger dazu bestimmt, in seinem Original den König August aufzuklären, als, im Druck verbreitet, die Massen irrezuführen.³⁾

Dahlberghs am 3. März ausgefertigte Aufforderung an alle, welche schwedische Unterthanen waren, aber bei den Feinden Schwedens Dienste genommen hatten, schleunigst, bei Gefahr höchster Ungnade des Königs sich wieder unter die schwedischen Fahnen zu stellen, wurde von Paykull nicht beachtet, welcher nun, nachdem Flemming am 16. März⁴⁾ mit Patkul nach Polen abgereist war, den Oberbefehl über die in Livland bleibenden Truppen erhielt. Dahlbergh erhielt am 19. und 22. April zwei Briefe⁵⁾ von

1) Nach Buchholtz 145 und Kelch erfolgte der Zusammenstoß bei Olai in der Nacht vom 11. auf den 12. Febr., die Einnahme der Kobronschanze am 14. Febr. 4 Uhr Morgens.

2) Datirt vom 10./20. Febr. 1700. Buchholtz 148.

3) Zur Orientirung sei daran erinnert, dass Dahlbergh am 15./25. Febr. die Vorstädte Rigas abbrennen liess, woran sich eine gereizte Korrespondenz mit Flemming knüpfte. Riga wurde nun blokirt, da den Sachsen die Mittel zu erfolgreichem Bombardement oder einer ordentlichen Belagerung fehlten. Ein harter Schlag für Riga war die am 13./24. März erfolgende Kapitulation von Dünamünde, das in Augustusburg umbenannt wurde.

4) 25. März (5. April) nach Buchholtz 154.

5) Im Original unter den Beilagen zu Dahlberghs Relation.

Paykull, welcher für die englischen Unterthanen und deren Bagage um freie und ungehinderte Abreise aus Riga nachsuchte. Dienstfertigkeit gegenüber den Seemächten ging über den Rahmen des von Pottul für König August entworfenen politischen Programmes hinaus. Dahlbergh machte hier keine Schwierigkeiten und ordnete freie Passage für die englischen Unterthanen an, jedoch immer für einen zur Zeit.

Durch ein besetztes Lager bei Neuermühlen und die Besetzung von Salis und Ronneburg spernte Paykull die Kommunikation mit Riga auch von der Landseite ab. Aber von Stockholm war nach dem Eintreffen von Dahlberghs Rapport an die unter Otto Bellingks Befehl stehenden finländischen Truppen der Befehl ergangen, schleunigst zum Entsatz Rigas aufzubrechen; binnen kurzen waren diese Truppen, 10,000 Mann, zur Hälfte Reiterei zur Hälfte Fußvolk, marschfertig und rückten in Livland ein. Paykull ließ nun das Lager bei Neuermühlen weiter besetzen, in der Nähe von Jungfernhof eine Pontonbrücke über die Düna schlagen (24. — 26. Apr.) und von beiden Seiten des Stromes eine große Masse Vieh und Proviant zum Unterhalt der Mannschaft zusammenschleppen.

Unterdessen rückte das finländische Heer immer näher. An der Spitze der Vortruppen passirte Maydel mit 3200 Mann Wolmar.¹⁾ Paykull rückte aus seinem Lager aus und nahm mit der Hauptmacht eine vortheilhafte Stellung bei Schmiefingsmühle und Jungfernhof ein, wo er den Angriff erwartete. Um diese Zeit (am 2. Mai) kam nach Riga über Hamburg ein königliches Schreiben (avocatoria), vom 3. April, in dem der König verhieß, daß er seinen in Livland geborenen Unterthanen, welche sich zum Feinde und dessen Genossen geschlagen haben, seine Gnade nicht verschlossen habe, wenn sie sofort wieder zum Gehorsam zurückkehrten, aber für den entgegengesetzten Fall verurtheilte er sie zum Verlust von Leben, Ehre und Gut. Paykull, der dieses Schreiben nicht beachtete, konnte doch aus ihm unschwer ersehen, welches Schicksal ihm bevorstand, wenn er mit den Waffen in der Hand von den Schweden gefangen wurde.

Ein solches Mißgeschick schien schon damals nicht undenkbar. Am 5. Mai ließ Maydel die von Sachsen und Kosaken besetzte Stellung bei Kupfermühle stürmen,²⁾ welche er ohne Schwierigkeit eroberte, und gleichzeitig traf Dahlberg Anstalten, um durch Kanonenböte und Minen die von

1) 28. April (8. Mai) *Kelch II*, 89.

2) *Kelch II*, 90.

Payfull über die Düna gelegte Pontonbrücke zu zerstören. Hatten diese Anstalten glücklichen Erfolg, so entkam vermuthlich nicht ein Mann aus dem sächsischen Heere. In der letzten Stunde noch wurde Payfull davon unterrichtet und erkannte die Gefahr. Mit größter Hast begann er daher schon an demselben Tage den Troß, das Vieh und einen Theil der Truppen über die Brücke zu führen. Am folgenden Tage stürmte Maydel die Stellung bei Schmiesingsmühle; die Sachsen und Kosaken, auf Vertheidigung jetzt nicht weiter bedacht, flohen in größter Verwirrung der Brücke zu, nachdem sie noch 10 Kanonen versenkt hatten, welche aber später doch von den Schweden herausgezogen wurden. Während dessen stürzte sich das ganze sächsische Heer eiligst auf die Brücke. Die Finnländer, welche dicht nachdrängten, um die Hauptstellung zu nehmen, fanden das besetzte Lager vollständig verlassen: das Essen war noch warm auf dem Tische und die Feldkessel standen auf dem Feuer; aber die Sachsen, für die die Mahlzeit zubereitet war, „waren alle davon gelaufen“.

Ein Augenzeuge konnte gleich darauf Dahlbergh berichten, „wie hastig und in welcher Angst und Schrecken dieser prahlerische Feind seine Retirade auf die andere Seite der Düna genommen habe, nachdem er selbst die Brücke hinter sich demolirt und die Anker, mit denen sie besetzt war, abgehauen hatte, seine in Neuemühlen stehenden Geschütze in's Wasser geworfen und solchergestalt sich in größter Hast durch die Flucht salvirt.“ Maydels Leuten, welche von Dahlberghs Vorbereitungen gar keine Kenntniß gehabt zu haben scheinen, kam die übereilte Flucht der Sachsen ganz unbegreiflich vor. In dem von dieser (*schwedischer*) Seite verfaßten Bericht¹⁾ über den Verlauf des Ereignisses heißt es: „Es muß wohl unter ihnen eine terreur panique ausgebrochen sein, da sie ohne den geringsten Widerstand so plötzlich von ihren Posten flohen, die sie doch nicht ohne viele Arbeit zu ihrer großen *avantage* besetzt hatten, daß sie den Braten am Spieß und das Essen auf dem Tische und ihre zusammengerafften Vorräthe hinter sich zurück bleiben ließen.“

Auf der anderen Seite der Düna sammelte Payfull unterdessen wieder seine Truppen. Er hatte Zeit dazu, weil Bellingk mit der Hauptmacht erst einige Tage später anlangte und die finnländischen Vortruppen

¹⁾ Kurze Nachricht Von dem, was bey Annäherung J. K. M. von Schweden aus Finnland . . . in Lieffland gesandten Armée . . . passiret . . . 2 Bl. 4^o. (*Stockholm* kongl. bibliotekets samling af samtidas berättelser om Sveriges krig. Vergl. *Winkelmann* Nr. 6018.)

vor der Ankunft desselben nichts unternehmen konnten. Der unverdroffene Maydel machte wohl, so gut es ging, Ausstalten zum Uebergang, aber Paykull begegnete ihnen durch eine eifrige Kanonade vom anderen Ufer her und durch das Feuer der Musketiere, welche aus Bötten im Fluße schossen.

Nach Bellingfs Ankunft am 18. Mai begann man Fahrzeuge für den Uebergang herzustellen und besetzte, obwohl nicht ohne Widerstand von Seiten der Sachsen, das wichtige Dalholm (*Dahlen*)¹⁾. Aber jetzt erhielt Paykull Verstärkung aus Litauen und vereinigte sich mit den vom Prinzen Ferdinand geführten kurländischen Truppen, der auch nominell den Oberbefehl übernahm.²⁾ Dahlbergh drang immerfort auf den Uebergang über die Düna. Bellingf ging ihm vorsichtig aus dem Wege und schützte Mangel an Lebensmitteln als Grund hierfür vor. In einem Briefe an den König³⁾ erklärte dagegen Dahlbergh: „Mitbin bin ich verurthacht, in Unterthänigkeit an die Hand zu geben, wie ganz und gar unrichtig dieses Vorgeben sein muß, wofern C. M. allergnädigst geruhen die veritablen Ursachen zu diesem veräümteten Uebergang unserer Armees an den Feind genau untersuchen zu lassen, da er (*d. Feind*) beides: schwach und in solcher consternation ist, und mehr zur Flucht und Desertion als zum Stehen und Fechten disponirt ist“.

Anfang Juli traf König August⁴⁾ und mit ihm das sächsische von Steinau geführte Hauptheer ein. Wahrscheinlich damals und als Belohnung für seine Verdienste um die Rettung seines Heeres aus drohender Vernichtung sowie um die Verhinderung des vom Feinde betriebenen Flußüberganges wurde Paykull zum Generallieutenant befördert.⁵⁾

1) 24. Mai (3. Juni) *Kelch II*, 93.

2) Limiers, *Hist. de Charles XII* (III, 121). *Zu diesen Ereignissen hat Buchholtz 155 u. 156 einige Sjögrens unbekannte Briefe Dahlberghs u. Paykulls angeführt.*

3) Der Brief, von dem nur der Anfang erhalten ist, ist gedruckt bei Floderus: *handlingar rörande till K. Karl XII historia. Stockholm 1819—26. 4. 8o.* (IV, 17, 355—64). Zu seiner Rechtfertigung schrieb Bellingf einen Brief an Fabian Brede, gedruckt bei Wieselgreen: *De la Gardiska Archivet. Stockholm 1831—43. 20. 8o.* (XIII S. 184).

4) *Ueber Augusts Ankunft* vergl. *Buchholtz 160.*

5) *Im 13. Jahrgang (1893) der Zeitschrift Historisk Tidskrift hat Sjögren Buchholtz' Beiträge zur Lebensgesch. Patkuls angezeigt. Auf Seite 84 des Abschnitts „Öfersikter och granskningar“ bedauert er, dass Buchholtz die vorliegende Biographie Paykulls nicht gekannt hat; er hätte dann Paykulls plötzlichen Rück-*

Nach König Augusts Ankunft wurden sofort Anstalten zu einem neuen Einbruch in Livland getroffen. Am 19. Juli ging das sächsische Heer bei Uexküll über die Düna (5 Meilen von Riga). Das finnländische Fußvolk zog sich nun nach Riga zurück und die Reiterei setzte über die Aa.¹⁾ Die Sachsen zogen nun wieder in Jungfernhof ein und besetzten das von den Finnländern verlassene Lager bei Dreilingshof (jetzt Dreilingsbusch) in der Nähe von Riga; dort wurden Freudenсалven abgegeben und von der Kobronschanze und Dünamünde beantwortet. Rasch rückten sie nun näher zur Stadt heran, welche im August von mehreren Seiten²⁾ beschossen wurde. Man schickte Streifcorps in das Land um zu heeren und Proviant zu schaffen. Ein Brief von dem Befehlshaber eines dieser Streifcorps an Paykull, welcher mit im Lager vor Riga war, wird im schwedischen Reichsarchiv aufbewahrt,³⁾ darin wird rapportirt, daß 100 Stück Hornvieh und 150 Schafe erbeutet worden seien, worauf weitere Ordre begehrt wird. Dieser Brief war datirt vom 2. September. Am 3. September kam der Franzose Heron nach Riga um in Augusts Auftrage um einen Stillstand nachzusuchen,

zug nicht so unbegreiflich gefunden und Vellingks Vorsicht nicht so scharf getadelt. In der That hat Buchholtz von Dahlberghs Anstalten zur Zerstörung der Pontonbrücke nichts gewusst und auch von den Verstärkungen, die Paykull damals erhielt, erwähnt er nichts.

Sjögrens Anzeige giebt, worauf hier nebenbei hingewiesen sei, auch eine kleine Ergänzung zu Buchholtz' Mittheilungen über den Process des Ritterschaftssekretärs Reutz. Dagegen erlaube ich mir, bei dieser Gelegenheit ein Versehen Sjögrens in der genannten Anzeige zurechtzustellen. Buchholtz hat S. 30 u. 31 nur die Vermuthung ausgesprochen, dass Patkuls Erziehung nach ähnlichen Grundsätzen, wie sie im „Unvorgreift. Bedencken wegen Information eines Knaben von Condition“ niedergelegt sind, geleitet worden sei. Sjögren schildert aber die Erziehung Patkuls so, als ob das „Unvorgr. Bedencken“ speciell eine Instruktion für seinen Hauslehrer war und kommt zu dem Schluss, dass die Erziehung von Anfang an darauf ausging, die Fähigkeiten in ihm zu entwickeln, welche er später als Politiker und Stilist so glänzend an den Tag gelegt habe.

¹⁾ Vergl. den ausführlichen Bericht bei Kelch II, 112 ff. Danach marschirten die Sachsen auf dem linken Dünaufer bis Thomsdorf, gingen hier auf das rechte Ufer nach Pröbstingshof hinüber und warfen die ihnen daselbst u. an der Oger entgegentretenden Schweden nach Uexküll zurück. Die schwedische Infanterie zog sich dann nach Riga, die Kavallerie u. Artillerie über die Aa nach Rujen zurück.

²⁾ Kelch II, 118—120.

³⁾ Biogr. Paykull (sic). In diesem Briefe finden wir ihn zum ersten Mal Generallieutenant titulirt. Gedruckt Beilage C zu Sjögrens Aufsatz.

der einige Tage darauf abgeschlossen wurde und dem der eilige Abzug der Sachsen aus Livland auf dem Fuße folgte; das war eine Wirkung der Nachricht vom Abschluß des Friedens zu Traventhal am 18. Aug. 1700 zwischen Schweden und Dänemark.¹⁾

In der berühmten Düna Schlacht vom 9. Juli 1701 waren es eigentlich Paykulls²⁾ und des Herzogs von Kurland Truppen, welche auf dem Riga gerade gegenüber liegenden Ufer den Kampf begannen; Steinau mit der Hauptstärke, getäuscht durch Meijerfeldts Scheinbewegung gegen Kokenhusen, in dieser Richtung abgerückt. Eben weil ein Uebergang der Schweden gerade vor Riga selbst am wenigsten zu erwarten war und der herkömmlichen Berechnung zuwiderlief, war das sächsische Heer auf ihn am wenigsten vorbereitet. Dazu kamen die zweckmäßig gebauten Ueberfahrtsprähme der Schweden und das Gelingen des durch die Windrichtung begünstigten Kunstgriffes, durch den Rauch von angezündetem feuchten Stroh und Dünger die Anstalten vor den Augen des Feindes zu verschleiern. Die mehr als einmal ausgesprochene Behauptung, daß Paykull absichtlich

¹⁾ Einige Zeit darauf gingen die Sachsen, nachdem sie noch am 17. Okt. Kokenhusen erobert hatten, nach Kurland und Litauen in die Winterquartiere. Riga war frei. Im Frühling 1701 zogen sich die Sachsen unter Steinaus Oberbefehl wieder näher nach Riga heran, ohne jedoch eine Blokade zu versuchen, und stellten sich schliesslich Riga gegenüber auf dem linken Ufer der Düna auf. Im Sommer 1701 rückte Karl XII von Dorpat kommend zur Vertreibung der Feinde heran. Er schickte ein Reiterdetachement unter General Meijerfeld gegen Kokenhusen und eine Abtheilung Infanterie gegen Dalholm (Dahlen), sodass Steinau im Ungewissen blieb, wo der König den Uebergang über die Düna forciren wolle.

²⁾ Kort berättelse om den härliga seger och framgång etc., sowie die deutsche Uebersetzung: Kurzer Bericht von der Siegr. Action. *Ausser den Anführungen bei Winkelmann, auch Stockholm* kongl. Bibliot. samling af samtidas ber. am Sv. krig.) Ksch II, 215 und Nordberg I, 163, *deutsche Ausg.* I, 258, haben richtig Paykull als Befehlshaber genannt, Livonica fasc. VIII, 10 steht infolge eines Druckfehlers oder einer Verwechslung Patkul. Adlerfeld *Historie militaire de Charles XII 1700—1709. Amsterdam 1740.* I, 133. (*Deutsche Ausgabe mit Zusätzen, Frankfurt und Leipzig 1740—42.* I, 150) wiederholt den Irrthum, auch Voltaire mit Hinzufügung der Phrase, daß Patkul hier „mit dem Schwert in der Hand sein Vaterland gegen Karl XII. vertheidigte, nachdem er mit der Feder dessen Rechte gegen Karl XI. vertheidigt hatte“ (dreifache Unwahrheit). Gadebusch wiederholt auch den Irrthum, Livl. Bibl. II, 329, berichtigt ihn aber in Jahrb. VII, 12. Nichtsdestoweniger wird er von Fryxell (XXI, 151) ja sogar in Sarauws 1881 erschienenem Buche: Die Feldzüge Karls XII. S. 67 wiederholt.

einen Theil der Schweden habe herüber kommen lassen, um sich dann mit gesammelter Macht auf ihn zu werfen,¹⁾ kann darum schwerlich vor einer näheren Untersuchung bestehen. Schon der frühen Morgenstunde wegen konnte der Feind noch nicht ganz bereit sein. Die ganze Ueberfahrt über den Fluß nahm nicht mehr als eine halbe Stunde in Anspruch und erst, als die Prähme sich in der Mitte des Flußes befanden, wurden sie von der feindlichen Seite entdeckt; da erst wurden die sächsischen Truppen allarmirt,²⁾ und wie rasch sich diese auch geordnet haben mögen, — schwerlich konnten sie damit schon fertig sein, bevor eine große Anzahl Schweden hinübergesetzt worden war. Die Salven der sächsischen Artillerie brachten den ersten Gruß dar. Als dann die Sachsen „mit klingendem Spiel und in guter Ordnung“, also in einer Verfassung, welche Zeit brauchte, um überhaupt möglich zu sein, heranrückten, war die schwedische Infanterie schon bereit, sie mit mörderischen Salven zu empfangen, und die Reiterei, mit herkömmlicher Verwegenheit einzuhaufen, alles mit der Wirkung, daß der erste Angriff glücklich zurückgeschlagen wurde. Steinaus Rückkunft ließ einen glücklicheren Erfolg des zweiten Angriffs hoffen; doch dieser wurde ebenso siegreich zurückgeschlagen, besonders als sich die Schweden der von den Sachsen aufgeführten „Sternschanze“ bemächtigt und die genommenen Kanonen gegen den Feind gerichtet hatten. Noch einmal machte Steinau einen wüthenden Angriff, nachdem er eine weite Schwenkung nach links vorgenommen hatte, um dem Feuer aus den eroberten Schanzen auszuweichen; auf dem rechten Flügel der Schweden waren es dieses Mal hauptsächlich die Trabanten und das Leibregiment, welche sich um den Sieg verdient machten. Vielleicht war es dieser letzte und heißeste Streit, in dem beide, Steinau³⁾ und Paykull, verwundet wurden und aus dem Kampfe geführt werden mußten.

¹⁾ Nordberg I, 163, (*d. Ausg. I, 258*) Lundblad I, 129 not. Fryxell XXI. Dagegen wird diese Auffassung von Sarauw bestritten.

²⁾ *Kelch II, 213 sagt im Gegensatz dazu ausdrücklich, dass vor der Abfahrt „dem Feinde der obhandene Anschlag dergestalt kund worden war, dass alles bey demselben allarmirt war und die Truppen sich häufig zusammenzogen.“*

³⁾ *Nach Kelch II, 217 sass der Gen. Lieut. Spens ihm „eine gute Weyle mit dem Degen in den Rücken.“ Adlerfeld Deutsche Ausg. I, 150 sagt, Steinau habe eine gefährliche Wunde am Arm bekommen, „dessgleichen auch der Gen. Lieut. Patkul (verwechselt mit Paykull), der sich anfänglich nach Mietau bringen liess.“*

Zunächst wurde Baykull durch diese Wunde von weiterer Betheiligung am Feldzuge abgehalten. Er erbat und erhielt mittlerweile den förmlichen Abschied. Die Furcht vor der Nachrechnung, welche seiner wartete, wenn er in die Hände des Königs von Schweden fiel, kann das ihrige dazu beigetragen haben. Ihm ging bald genug eine kräftige Mahnung zu: auf des Königs Befehl wurde vor dem Svea-Hofgericht eine Klage gegen die livländischen Officiere angestrengt, welche „im Dienste des Königs von Polen seien und den Avocatorien S. Kgl. Mt. nicht gehorcht haben.“ Durch Erkenntniß vom 17. Dec. 1702 wurde er nebst einigen anderen zum Tode verurtheilt, „weil er nach des Königs gnädigem Gebot den Dienst beim Feinde nicht verlassen habe.“¹⁾

Baykull zog sich auf sein Gut in Brandenburg zurück.²⁾ Das konnte für ihn gewiß ein sprechender Grund sein, den Kriegsdienst sogar für immer aufzugeben, auch wenn er das über ihn verhängte Todesurtheil nicht fürchtete. In dem Verlangen, kriegerischen Ruhm zu gewinnen und sich auszuzeichnen, fehlte es ihm, wie es scheint, keineswegs; aber dieser Krieg, in dem die Schweden bereits ein so furchtbares Uebergewicht gewonnen hatten, konnte ihm wenig Hoffnung erwecken. Seine angeborenen Neigungen drängten ihn mächtig in eine andere Richtung. Baykull war eine wissenschaftlich veranlagte Natur; sein fügsamer, duldsamer, wißbegieriger Charakter machte ihn zweifelsohne geeigneter für Studierzimmer und Laboratorium als für Lager und Schlachtfeld. In der Kriegswissenschaft, Rechtsgelehrsamkeit und Theologie war er wohl bewandert; aber ganz besonders zog ihn seine Neigung zu den Naturwissenschaften und hier fesselte ihn wieder am meisten die Experimentalchemie; und wie es mit vielen Naturkundigen dieser Zeit der Fall war, suchte auch er auf den Wegen der Mystik zu praktisch nützlichen Erfindungen zu gelangen.

Die Alchemie, die im Mittelalter und zu Beginn der neueren Zeit so viele Köpfe beschäftigte, wurde noch nicht zu den abgethanen Wissenschaften gerechnet. Die Geldnoth, welche die Kriege mit sich brachten, trieb die Fürsten dazu, es mit außerordentlichen Mitteln zu versuchen, um ihre leeren Schatzkammern wieder zu füllen. Insonderheit verschmähte sie König August nicht. Böttcher, von ihm eine Zeit lang in gefänglichem Gewahrsam gehalten, wandte vergebens seine „Tinktur“ zur Herstellung des sehnlichst

¹⁾ Svea-Hofgerichts-Archiv, Sachen aus d. J. 1702. Litt. A.

²⁾ Nordberg I, 600 not., d. *Ausg.* I, 606 n.

verlangten Goldes an. Paykull bildete sich schließlich ein, das Geheimniß besser enträthselzt zu haben und der rechte Inhaber der einträglichen Kunst der Goldmacherei zu sein. Ein polnischer Officier mit Namen Lubinski hatte sich nämlich in Korinth von einem im Sterben liegenden griechischen Priester die Zubereitung der wichtigen Tinktur anzeigen lassen. Von diesem Officier lernte Paykull sie zu Beginn d. J. 1705 kennen. Die Bestandtheile der Tinktur hat er niemals mitgetheilt. Zur Tinktur gehörte ein feines Pulver, das wegen seiner Flüchtigkeit mit anderen Stoffen, wie Antimon, Schwefel und Salpeter, „figirt“ werden mußte; zu einer Quinte des so zubereiteten und zusammengesetzten Pulvers kamen 6 Quinten Blei, woraus dann Gold werden sollte.¹⁾ Wahrscheinlich hat Paykull selbst an die wunderthätige Macht seiner Tinktur geglaubt. (Schluß folgt.)

¹⁾ U. Hjärnes Bedenken über die Kunst Gold zu machen, welche Gen.-Lieut. Paykull zu besitzen vermeint. (Mscr. Königl. Bibl. in Stockholm). Gedruckt bei Gjörrvell: Det svenska biblioteket 10 (S. 220—37.) Aus der Einleitung zu Berzelius' Chemie.



Gerhardt von Neutern.¹⁾

IV.

Frankfurt am Main.

Im Frühjahr 1844 erfolgte Neuterns Uebersiedelung nach Frankfurt, wo ihm ein vom Director Weit versprochenes Zimmer im deutschen Ordenshause (der Oesterreichischen Regierung gehörig) nach längeren Unterhandlungen zum Atelier eingeräumt wurde. Mit den gleichfalls im Deutschen Hause arbeitenden Malern Weit, Zhle, von Strahlendorff, Ballenberger, Settegast, Becker, Grimaux, Luntenschütz, unterhielt er gute Kameradschaft. Den größten Genuß aber empfand er im Verkehr mit seinem zu mehrwöchentlicher Anwesenheit beim Bundestage in Frankfurt berufenen Freunde Radowiz, in dessen Gesellschaft es ihm zum ersten Male in den fünfundschwanzig Jahren ihrer Bekanntschaft vergönnt war, einen und denselben Ort zu bewohnen. Die Theestunde vereinigte regelmäßig die Freunde Abends an Neuterns gastlichem Tisch und dabei durfte auch Joukovsky, der Dritte in jenem Freundschaftsbunde, nicht fehlen. Von der durch keinerlei Mißton von Außen getriebten Gemüthsstimmung Neuterns in jener Zeit zeugt unter Anderem ein eigenhändig verfaßtes Blatt, welches er am 24. October n. St. 1844 auf den Geburtstag seiner Frau legte und das wir hier folgen lassen:

„Heute vor neunundzwanzig Jahren waren wir zum ersten Male an Deinem Geburtstag zusammen. Ich brachte dir auch Blumen, weißt Du es noch? Die Worte: „das Schönste sucht er auf den Blüten, womit er seine Liebe schmückt,“ begleiteten mein Suchen und löseten in Wohlklang auf den unaussprechlichen Zustand meines Herzens! — Fünf Jahre später

¹⁾ Vgl. S. 294 ff. u. 333 ff. dieses Jahrganges der „Balt. Mon.“

führte ich Dich heim. Und nun haben wir schon vierundzwanzig Jahre in der Ehe miteinander gelebt und allerlei erlebt. Summa summarum: ich bringe Dir wieder einen Strauß, und Schillers Worte wohlklingend wieder in meinem Herzen; es war auch bewegt, aber nicht so ahnungsvoll und stürmisch. Damals war es der Morgen unseres Lebens! Jetzt schon gegen Abend wissen wir, was der Tag brachte, und schaffen noch ein wenig, bis es vollends Abend wird. Wir kennen einander mehr; wir erkennen uns selbst besser und Alles hat uns zu Christo geführt. Das ist das Beste! Das ist der Zweck dieses Daseins! Und wenn die Nacht kommen wird, uns zu bedecken, so werden wir versammelt zu Denen, die ruhen, und reifen, die ruhen dem neuen Morgen entgegen, die reifen und sich entfalten sollen zu dem herrlichen Lichte Seines Friedens, Seiner Heiligkeit! O heiliger Geist! Du kommst und bist bei uns; Du lehrest uns und führst uns, wie Christus seine Jünger! Vollende uns und lasse Niemand der Meinigen zurück! Amen!"

Seine Hauptarbeit im Deutschen Hause betraf die Fertigstellung des Engels in dem lebensgroßen Bilde: „das Opfer Isaaks“, zu welchem er die ganze Zwischenzeit hindurch sich durch ernstliche Studien vorbereitet hatte. Die Nothwendigkeit, stehend mit gehobenem Arme an diesem Bilde zu malen, griff jedoch seine Gesundheit so sehr an, daß er schon nach kurzer Zeit, anstatt dem begonnenen Werke alle seine Kräfte zu widmen, kleinere Arbeiten, bei denen er sitzen und die Hand aufstützen konnte, vornehmen mußte. Von dem größten Einfluß auf seine Gemüthsstimmung waren die unter Director Messers gediegener Leitung während dieses Winters vom Frankfurter Cäcilienverein aufgeführten Oratorien Händels und Bachs, aus denen Reutern für seine nunmehrige Kunstichtung mannigfache Anregung schöpfte. Zu Hause ließ er sich dann von seinen Töchtern ebenfalls aus jenen Oratorien seine Lieblingsarien vorsingen und durch diese Melodien für seine Arbeiten begeistern. Er schreibt darüber seinen Verwandten nach Livland: „Auf Händel wenden wir uns in der Musik zurück und haben glückliche Stunden, und eine tiefe edle Richtschnur geht auch für meine Kunst und für unsere Seelenwelt daraus hervor. Nach und nach werden wir uns zu anderen Alten verbreiten und so dem modernen Unfug entgegen. Wer in Italien studirte, brachte eine Erfahrung mit. Wir aber hier sind ausgefekt der gewöhnlichsten Naturauffassung und sehen Nichts Großes und wahrhaft Schönes. Wie ich mein jetziges Bild, einen Blick in den Himmel und die alttestamentliche Geschichte, werde ausführen

können, ohne diesem Stoffe wehezuthun, weiß ich noch gar nicht! Die Liebe in Auffassung und Durchführung reicht dazu gewiß nicht allein hin. Auf jeden Fall wird dies eine Arbeit für Jahre sein, und es ist schon bald zwei Jahre angefangen, dazwischen aber anderthalb Jahre unterbrochen gewesen. Jetzt geht es mir umgekehrt, als vor einigen Jahren! Ich habe zu vielen Stoff! Neben obigen steigen Landschaften auf, z. B. zwei Compositionen, die ich in den letzten vierzehn Tagen zeichnete, da ich nicht hinauskonnte u. s. w. Vergleiche ich mit Händel, so scheint dies Alles von demselben Charakter unserer Zeit angeweht, der Vergänglichkeit prophezeit; und es ist traurig, für die Verwefung zu arbeiten. Doch tröstet mich der Gedanke, daß es damit, wie mit den Beschäftigungen der Kinder, ist. Nicht was sie machen, freut den Aeltern, sondern daß sie sich üben und nicht Zeit zu Unarten dadurch haben. Es ist nöthig auf der Pilgerreise des Menschen!"

Der Winter von 1845 auf 1846 versprach endlich wieder eine ungestörte Arbeitszeit zuzulassen. Angeregt von Steinle und anderen Frankfurter Künstlern, entwarf er eine Bleistiftzeichnung zu einem Madonnenbilde mit Christuskind und Johannes in einer offenen Halle, sowie später eine Farbenskizze davon mit Benutzung lebender Modelle (seiner Tochter Elisabeth und seiner beiden jüngsten Söhne). Vielfachen Antrieb zu eigenem Schaffen gaben überdies die in jenem Winter von den Künstlern des Deutschen Hauses veranstalteten Compositionsabende. Man versammelte sich hierzu einmal in der Woche und besprach eine für diese Abende zu liefernde Vereinsaufgabe, an deren Ausführung Neutern sich in seiner Bescheidenheit anfänglich nicht ohne Zagen betheiligte. Jedoch, ermuthigt durch das freundliche Entgegenkommen seiner erfahreneren Mitarbeiter, lieferte auch er nicht unbedeutende Zeichnungen. Wir besitzen von ihm werthvolle Compositionen über folgende, den vereinigten Künstlern aufgegebenen, Themata: „Judas Maccabäus,“ „der heilige Sebastian,“ die Bekehrung des Paulus“ und „die Sage vom hürnenen Siegfried.“ Namentlich letztere Zeichnung hatte ihn besonders begeistert und ist auch als ganz ausgezeichnete Leistung anzusehen. Ueber dieser Thätigkeit der er sich mit dem größten Genuße hingab, vergaß er gleichwohl nicht, seine größeren Selbstbilder weiterzufördern.

Nachdem er im Sommer 1846 seine Gesundheit im Nordseebade Blankenberghe gestärkt hatte, ging er endlich auch an seine große Composition, für deren Mitte, in Abänderung des früheren Entwurfs, nunmehr

eine Kreuzigung mit Kirche und Sacramenten zur Darstellung gebracht wurde. Mittelft eines Modells zeichnete er den Gekreuzigten und verzagte beinah an der Möglichkeit, die hehre Aufgabe in würdiger Weise zu lösen. „Mit einem so äußerlichen Zeichnen,“ ruft er aus, „habe ich diese heilige, Alles, was uns trösten kann, bedeutende Gestalt hingestellt, und bin fast nur im Neuzerlichen geblieben! Ach mein Vater im Himmel, gieb daß ich Ihn besser erfasse und tiefer erkenne und Sein Werk mir so vollkommen zueigen mache, daß ich am Ende meines Lebens, Deinen gekreuzigten Sohn in Herzen gestaltet und herrschend, abscheiden kann!“ Diese und ähnliche Arbeiten beschäftigten ihn ununterbrochen während des Winters von 1846 auf 1847.

Das Jahr 1848 begann für Neutern mit der Untermalung des Madonnenbildes im Anschluß an den früheren Entwurf desselben in Bleistift. Er componirte, nachdem er sich bei einem Landschaftsmaler Funk, späterem Professor der Kunstschule in Karlsruhe, gehörig dazu vorbereitet hatte, eine Landschaft für obiges Bild, während er durch ein hartnäckige Erkältung verhindert war, sein Haus zu verlassen. Diese Arbeiten indessen konnten bei der allgemeinen Unruhe, welche in Folge der Februarrevolution zu Paris sich auch in den meisten Städten diesseits des Rheins bemerkbar machte, keine anhaltenden sein. Für's erste war freilich von einem Aufstande der Bevölkerung in Sachsenhausen nichts zu befürchten, da die ganze Bürgerschaft unter der Anführung conservativ gesinnter Männer sich einmüthig gegen den Andrang auswärtiger Ruhestörer bewaffnet hatte. „Unsere Sachsenhäuser Truppe,“ schreibt Neutern seinen Verwandten, „kommt vor unser Haus und sendet mir vier Mann, um zu melden, daß sie uns gegen jede Störung schützen wollten. „Schlase Se nur ganz ruhig; ganz Sachsehause wocht und werd Se verthaidige!“ Ich versicherte die guten braven Leute meiner vollkommenen Zuversicht auf sie, und daß wir nirgends lieber und sicherer wären, als hier bei ihnen.“ Die allgemein hervortretende Unhaltbarkeit der politischen Zustände in Deutschland aber gaben ihm sowohl, als Foukowsky genügenden Grund zu Befürchtungen aller Art und die Veranlassung, ernstlich daran zu denken, Frankfurt zu verlassen und Anstalten zur Rückkehr in's Vaterland zu treffen. Die Ankunft jedoch Josephs von Radowiz, welcher als Abgeordneter von Westphalen zur Volksvertretung in die Paulskirche erwählt worden war, bewog die Freunde, ihren Entschluß nochmals reiflich in Erwägung zu ziehen. Da voraussichtlich für die in Deutschland sich aufhaltenden Fremden

zunächst keinerlei Gefahr vorhanden war, so entschied sich Neutern dafür, wenn auch ohne seinen Schwiegersohn, zu bleiben und den Sommer, so weit thunlich, für Landschaftsstudien zu benutzen. Auch sollte, wo möglich, im folgenden Herbst der Abraham allendlich zum Abschluß gebracht werden.

„Es sieht schlimm aus wegen der Volksversammlung auf der Pfingstweide,“ notirt er in seinem Tagebuch. „Verschwörung gegen die Rechte der Nationalversammlung. Am 18. September geh' ich nach dem Paulsplatz; tobende Massen in den Straßen; der Platz von preussischen Truppen besetzt, die in der Nacht aus Mainz berufen worden. Nach ein Uhr muß ich schon über eine Barrikade steigen, sehe eine am Fahrthor bauen, sehe einen Angriff der Oesterreicher mit dem Bajonett auf die Insurgenten und deren Flucht an mir vorüber. Ich gehe nun, um über den Fluß zu fahren, und bei Tische hören wir das Schießen. Es kommen Artillerie und Kavallerie von Darmstadt auf der Eisenbahn Abends an, und nach einem halbstündigen Waffenstillstande greifen die Rebellen wieder an. Nun Kartätschen, nach und nach sechs Schüsse, später um neun Uhr noch zwei; nach einigen Stunden der Nacht ist der Kampf weiter weg, bis der Sieg entschieden war. Die Stadt ist gerettet aus der furchbaren Wuth der Rebellen! Gott hat geholfen durch die braven Truppen!“ Eine directe Folge der so eben geschilderten Auftritte für Neutern war der Verlust seines Ateliers im Deutschen Hause, welches in eine österreichische Kaserne umgewandelt wurde. Statt dessen konnte er zu seiner nicht geringen Freude einigen seiner Kunstgenossen in der von Soukowsky (der nach Baden-Baden übergesiedelt war) verlassenen Beletage seiner Wohnung, als Ersatz für die ihnen abgenommenen Ateliers, passende Arbeitsräume anbieten. Hier nun fand er nach all' den Störungen die ersehnte Ruhe wieder, um an den neuerdings wiederum aufgenommenen Compositionsabenden sich zu betheiligen, und lieferte dafür unter Anderem eine Bleistiftzeichnung, auf welcher der Hunger nach Dantes dreiunddreißigstem Gesang der Hölle dargestellt war.

Die vier ersten Monate des folgenden Jahres 1849 wurden unausgesetzt dem Abraham gewidmet, sodas er zu Ende April die Freude hatte, das größte und bedeutendste unter seinen Bildern vollendet auf der Staffelei stehen zu sehen. Es wurde, nachdem davon eine photographische Aufnahme gemacht worden, im Stäbelschen Institut ausgestellt, wo es allgemein auch bei fernerstehenden Personen das lebhafteste Interesse erregte, sodann aber nach Berlin geschickt, um ebenfalls für einige Tage ausgestellt und

dem Könige von Preußen in Sanssouci gezeigt zu werden. Von Berlin endlich ward es an seinen Bestimmungsort befördert und später auf Allerhöchsten Befehl in der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg im Saale russischer Künstler aufgestellt. Der officielle Katalog der Eremitage (III. Band, II. Ausgabe, 1887, Seite 92) zählt das Bild unter № 1584 auf. In seinen täglichen Aufzeichnungen aus jener Zeit finden wir gelegentlich der Absendung desselben folgende Bemerkung von seiner Hand: „Wird es in Petersburg interessiren? Ich werde wohl nie Etwas tüchtigeres zu Stande bringen! So lange ich male, hängt meine ganze Seele an den Bildern und ich sinne Tag und Nacht über ihre Verbesserung. Sind sie dann hingeschickt, so sollte ich ihr weiteres Loos aus meinem Herzen streichen. Ich diene und danke meinem Kaiser mit solchen Werken, so gut ich kann. Wäre ich nicht Maler, so diene ich mit irgend Etwas anderem meinem Kaiser, und das tägliche Geschäft ginge auch mit dem Tage unter. So ist's nicht: der Künstler denkt, für die Zeit und Nachwelt zu arbeiten, — und das macht mich empfindlicher, als einem Soldaten oder Kanzellisten geziem. Ich möchte doch meinen Nachkommen Etwas rühmlisches hinterlassen! Doch das sind alles Eitelkeiten!“

Der Director der königl. Gemälbegallerie in Berlin Dr. G. Fr. Waagen äußert sich im preußischen Staatsanzeiger vom 9. September n. St. 1849 über Neuterns Arbeit, wie folgt: „Dieser in alter und neuer Zeit von so vielen großen Malern und Bildhauern behandelte Gegenstand ist hier in der entschieden realistischen Weise aufgefaßt, worin Meister, wie Michelangelo da Caravaggio und Rembrandt, so Ausgezeichnetes geleistet haben. Ja, in der Behandlung der Formen, in der meisterlichen, naturwahren Durchbildung aller Theile erinnert es auffallend an einige der besten Bilder des Ersteren; in der Composition aber zeigt es viel Verwandtschaft zu einer denselben Gegenstand behandelnden Radirung des Rembrandt. Dessenungeachtet ist es weder dem einen, noch dem andern dieser Meister nachgeahmt, sondern trägt durchhin das Gepräge einer bedeutenden künstlerischen Eigenthümlichkeit. Es zeigt eine Erhebung des Gefühls, ein Durchdringen des geistigen Gehalts der Aufgabe, welche man bei dem Caravaggio vergebens sucht, und ist der Composition des Rembrandt wieder in Rücksicht des Geschmacks weit überlegen. Auf dem mit einer brennend rothen Decke, mit spangrünem Futter überbreiteten, in den einzelnen Scheiten sehr fleißig ausgeführten Holzstoß, sehen wir den entkleideten Jsaak, einen schönen blonden Knaben, so ausgestreckt, daß die Unterbeine in das Bild hinein

mit großem Geschick verkürzt sind. Die Hände gebunden, den vom Vater abgewendeten Kopf, welchen die trefflich individualisirte Linke des Abraham leicht niederhält, auf dem Rande des Holzstoßes, erwartet er den tödtlichen Streich von der väterlichen Hand. In den schönen Zügen des Knaben liebt man neben der Ergebung in sein Schicksal die seinem Alter so natürliche Lust am Leben, und unwillkürlich fliegen die Augensterne nach der Seite, von welcher er den Streich erwartet. Der eigentliche Brennpunkt des Bildes aber ist der Kopf des hinter dem Holzstoß stehenden Abraham, eines mächtigen jüdischen Greises in einem gelblichen Gewande. Eben soll die erhobene Rechte mit dem scharfen Opfermesser das furchtbare Gebot Jehovahs vollziehen. Da fühlt er seinen Arm von dem des Engels umklammert. Sein Angesicht wendet sich nach oben, um die die Erfüllung seiner schweren Pflicht hemmende Gewalt zu schauen. In den bleichen Zügen liebt man den schweren Kampf des Vaterherzens, aber auch die Kraft, aus diesem Kampf als ein gehorsamer Knecht seines Gottes hervorzugehen. Unvergleichlich spricht sich in dem ganzen Ausdruck, namentlich in dem unwillkürlich geöffneten Munde, das Staunende, das Ueberraschte aus, womit sein Ohr in diesem Augenblick die ihn von so schrecklichem Opfer befreienden Worte des Engels vernimmt. Es ist, als ob er, um diese Botschaft des Heils mit seinem ganzen Wesen in sich aufzunehmen, außer den Ohren auch noch des Mundes bedürfte. Mit dieser so wahren und ergreifenden Darstellung des geistigen Gehalts steht nun aber die Durchbildung auf derselben Höhe. Vortrefflich ist die Zeichnung des stark verkürzten Kopfs; außerordentlich, ungeachtet des vollen Lichtes, worin er genommen, das Plastische der einzelnen Theile; höchst porträtartig — individuell in einem soliden Impasto die Ausführung, zumal der Stirn, der Augen, des weißen Haares und des langen, in den einzelnen Haaren wiedergegebenen, Bartes. Der Kunstfreund hat hier den wohlthätigen Eindruck, daß der Künstler mit seltener Energie nicht geruht, bis er das Bestrebte vollständig erreicht hat. Der aus dem düster bewölkten Himmel herabfahrende Engel, in violetter Gewand und schönbunten Flügeln, ist, hier mit sehr stark verkürztem Gesicht, wie meist bei dieser Vorstellung, mehr als Motiv für Das, was in dem Abraham vorgeht, aufgefaßt. Er weist lebhaft auf den Widder, der sich mit dem Gehörn in einem Gebüsch verwickelt hat. Daß die Wirkung des Ganzen ungemein schlagend und lebendig ist, bedarf nach Vorstehendem wohl kaum der Versicherung. Obgleich ich von jeher ein abgezagter Feind jener kalten, negativen, zerfetzenden Kritik gewesen bin,

welche in unseren Tagen so beliebt ist, und aus vollem Herzen dem Ausspruche Winkelmanns beistimme, daß es von einer ungleich höheren geistigen Bildung zeugt, das Gchte, Schöne und Tüchtige eines Kunstwerks mit Wärme zu empfinden, als einzelne Mängel daran mit Selbstgefälligkeit hervorzuheben, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Wirkung des Bildes harmonischer sein würde, wenn in der Localfarbe des Fleisches vom Isaak minder der kalte Ton des Modells festgehalten worden wäre. Was verschlägt aber dergleichen bei einem in allen wesentlichen Theilen so ausgezeichneten Kunstwerk, welches durchhin den Ausdruck einer edel fühlenden und mit dem Einsetzen seiner ganzen tüchtigen Kraft schaffenden Persönlichkeit trägt?“

Zu ferneren Aeußerungen über jenes Gemälde gehören die gewichtigen Worte Peters von Cornelius, welche Radowig aus einem an ihn gerichteten Brief desselben, datirt Berlin den 29. August n. St. 1849, Neutern mittheilte: „Nachdem der Boden der verlorenen Tradition in der Kunst durch schwere Kämpfe und große Opfer von den edelsten und höchstbegabtesten Talenten deutscher Nation wiedergewonnen war, lag es in der Natur der Sache und der Männer, daß sie denjenigen Theil des wiedereroberten gelobten Landes mit eifriger Strenge bewachten. Man hielt an dem Typischen und Symbolischen instinkartig fest. Indem man sich freiwillig in einen gewissen Kreis bannte, vermied man mit jungfräulicher Scheu, jene Höhe zu erstreben, auf welcher sich die größten Genien des sechszehnten Jahrhunderts mit so großer Freiheit und Macht bewegten. Auf diesen Punkt nun seit dreißig Jahren angelangt, halte ich es im Allgemeinen für eine bedenkliche Sache dort unbeweglich verweilen zu wollen, ohne endlich einer Art von Schematismus anheimzufallen. Eine größere Annäherung an die Natur halte ich für unumgänglich nöthig. In Herrn von Neuterns Bild ist nun ein großer Schritt nach dieser Seite hin geschehen, und ich begrüße diese Erscheinung mit aufrichtiger Freude! Wenn er sich bemüht, mit diesem Natur Sinn den traditionellen Boden nicht zu verlieren, so wird seine Erscheinung für die Entwicklung unserer Kunst von großer Bedeutung sein.“

Hieran knüpfte Neutern noch folgende Betrachtungen, die wir seinen täglich im Kalender gemachten Bemerkungen entnehmen: „Ausgegangen bin ich vom Studium und tiefen Eingehen in die Natur; meine weiteren Schicksale und Erfahrungen haben mich zum Herrn geführt; aus diesem Stande meines Herzens ist das Bedürfniß gekommen, wie in Allem, so auch

in meiner Arbeit, dem Herrn zu nahen und alle meine Zeit auf diesen einzigsten Gegenstand hin zu sammeln! Dadurch entstand meine Composition: Abraham, die Mutter unseres Herrn und was ich Alles noch möchte. Abraham ist nun zuerst vollendet worden. Ein gewagtes Unternehmen! Ich jagte oft und arbeitete mit Leidenschaft. Ich hatte viel zu streiten für die Art seiner Behandlung mit großen Künstlern und meinen theuersten Freunden. Ich tröstete mich bei dem Gehörten mit meiner Beschränktheit, die mich nicht ließ aus dem eigenen Geleise gehen, und eilte, Alles zu vergessen, über und über in meine schwere Aufgabe versenkt. So wurde der Abraham vollendet und erregte große Theilnahme in Frankfurt, Berlin und in der kunstliebenden Welt. Aus Cornelius Urtheil nehme ich den größten Trost. Nun verstehe ich mich besser; ich erkenne meinen Weg bestimmter und werde seine Mahnung nicht vergessen. An dem großen Bau unserer neuen Kunstepoche bin ich auch ein Stein. Wenn Gott hilft, soll dieser Stein noch fester werden! Ich bin in Gefahr, Hochmuth zu fühlen, daß ich nicht zu den nichtigen, vergänglichen Erscheinungen der Zeit gehöre. Ich will aber darauf nicht achten, sondern Gott bitten und vertrauen, daß er mich wird züchtigen und stärken zu rechter Zeit, damit ich nicht verderbe, was Er Gutes gab, — mehr noch, daß er es leiten möge in Seinem heiligen Plan und Rathschluß! Denn wir Menschen alle sind Lehusträger des Herrn und Jedermann hat Ihm in seinem Theil zu dienen. Wenn Abraham auch künftig Nichts gelten sollte, so weiß ich nun doch, was er werth war und was ich soll!“

Nicht zu übersehen ist weiter, was er in Betreff der lobenden Urtheile über seine Kunstleistung den schwedischen Verwandten schrieb: „Ich nehme daraus für meinen Weg eine Kraft und Richtung, die mir bisher ganz fehlten. Ich weiß, daß ich fest und getreu vorzugehen habe. Bisher suchte ich jagend Rath und Hülfe bei Allen und machte es nicht, wie die Anderen, blos weil ich es nicht konnte, weil Niemand aus seiner Haut herauskam, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Diese Unfähigkeit ist nun mein Glück, und was ich schaffte, mußte wohl so sein und ist eine Fügung von oben. Die Zeit baut. Der Bau ist den einzelnen Steinen des Baues unübersehbar. Sie fügen sich zum Ganzen, und ich bin nun auch ein Stein dieses Baues, ein nothwendiger Stein! Oft dachte ich, ich sei gar keiner. Ach, wie oft habe ich an mir verzweifelt! Nun plötzlich ist mir Aufschluß geworden; ich weiß, was ich soll, und Gott, der die Geschichte der Menschheit entwickelt, hat mich auch darin gewollt und deshalb

ausgerüstet. Es ist ein großer Schritt, ein Schritt, der die Brust eines Mannes schwellen kann!" Wir haben bei diesem Bilde länger verweilen zu müssen geglaubt, einestheils weil es, nach Neuterns eigenem Geständniß, sein Hauptwerk war, anderentheils aber da es bei so competenten Fachmännern, wie gezeigt worden, die vollste Anerkennung gefunden, deren keine seiner späteren Leistungen in dem Maasse theilhaftig wurde.

Die dringende Aufforderung seines Schwiegersohnes, ebenfalls nach Baden-Baden überzusiedeln, bewog ihn, im Mai des genannten Jahres seine Frankfurter Existenz aufzulösen, trotzdem daß sie ihm wegen der ihm daselbst vergönnt gewesenen ungestörten Arbeitszeit so theuer geworden war, und mit seiner Familie an ersteren Ort zu ziehen. Beim Abschiede schenkten ihm die Maler des Deutschen Hauses, zum Andenken an die genossene Gastfreundschaft, ein Album, in welchem Einer den Andern in Bleistift porträtirt und die Zeichnung mit entsprechenden Versen versehen hatte. Der Deckel dieses Albums war von den Frauen der Künstler schön gestickt und zeigt die Initialen G. und C. v. N. Zunächst ging Neutern nach Bönigen am Brienzer See. Hier konnte er während dreier Monate die nöthige Muße für umfassende Studien nach der ihn umgebenden lieblichen Natur finden. Die malerischen Punkte des Berner Oberlandes lieferten den Stoff zu seinen damals entstandenen Schweizerbildern. Er componirte zunächst „die Sängerrinnen im Boot,“ eine Gruppe der drei hübschen Wirthstöchter aus der Böniger Pension Schuhmacher im hellsten Sonnenschein, und dann „ein Mädchen unter einem Nußbaum am See,“ ein dunkel gestimmtes Bild. Ueberdies pflegte er mit dem Maler Alexander von Kogebue nach dem benachbarten Felsental auf dem Wege zum Gießbach hinauszupilgern, wo Tage lang sehr eifrig nach der Natur gezeichnet wurde. Um die Mitte Septembers vereinigte er sich mit Soukowsky in Baden-Baden. Dort ging er in einem neben seiner Wohnung im Hause des Herrn von Herzer an der Lichtenthaler Allee eingerichteten Atelier an die Bearbeitung eines Seitenbildes seiner großen Composition, das die Versuchung des Herrn in der Wüste als Gegensatz zum Sündenfall zum Gegenstand hatte, und führte dasselbe in Aquarell mit Benutzung der in der Schweiz gemachten Felsenstudien aus. Die beiden erwähnten Schweizerbilder übertrug er in vergrößertem Maassstabe auf die Leinwand, um sie zu untermalen; auch vollendete er das fünfte Exemplar der „Mutter mit dem schlafenden Kinde.“ Außerdem kam das Porträt einer jungen, der Malerei ergebenen Dame, einer Fürstin von Hohenlohe-Langenburg,

als Geschenk für ihre, Neuterns Familie befreundete Mutter zu Stande. Seinen Empfindungen beim Schaffen obiger Werke giebt er in einem Briefe folgende Worte: „Wenn ich ein Bild anfangen, oder wenn es mir kommt, — schönster Moment! Wenn es in's Werk gesetzt wird, — der thätigste; wenn ich daran male, — gute, befriedigte, auch sorgliche Tage; wenn es zusammengestellt ist, — demüthige Erkenntniß des Verfehlten oder Unzureichenden! Wenn ich es zeigen soll, ist mir unwohl zu Muthe, und ich werde davon unnützer Weise erregt. Ist dies vorbei, so bin ich, wie verletzt. Die ganze Hingebung an die Arbeit und das erreichte Resultat sind in keinem Verhältniß zu einander. Es ist und bleibt mir der Acker Adams, der ihm mit Frucht auch Dornen trägt. Es ist kein Spielwerk, sondern Beruf!“

Auch den Sommer 1850 brachte er theilweise in Bönigen, zum Theil aber, des schlechten Wetters im Berner Oberlande halber, in Clarens am Genfersee zu, und förderte dabei seine Schweizerbilder um ein Beträchtliches. Der hierauf folgende Winter führte, wie das Jahr vorher, die Freunde im freundlichen Baden zusammen, wo Neutern im Essenweinschen Hause eine geräumigere Wohnung bezog, in welcher sich auch ein Atelier vorfand. Zum Arbeiten in demselben kam er jedoch weniger, weil er durch die ihn vielfach in Anspruch nehmende Geselligkeit, namentlich die Verlobung und nachfolgende Trauung seiner dritten Tochter Charlotte mit dem Herrn Julius von Wulf-Abstel, von seinen Beschäftigungen mitunter auf längere Zeit abgezogen wurde. Hierzu gefellte sich die Sorge um seine beiden jüngsten Söhne, welche fernerhin eines geregelten Schulunterrichtes nicht entbehren konnten. Er hatte ihnen nämlich denselben während seines letzten Frankfurter Aufenthaltes im dortigen Gymnasium nicht bieten zu dürfen geglaubt, wegen der unter der Schuljugend seit dem Jahre 1848 herrschenden, mit seinen Ueberzeugungen nicht übereinstimmenden, Ideen der Neuzeit. Somit richtete er sein Augenmerk auf die Blochmannsche Anstalt in Dresden, welche ihm vor allen anderen Schulen als besonders zuverlässige Erziehungsanstalt gepriesen worden war. Nicht minder versprach er sich in künstlerischer Hinsicht von dem Umzuge an diesen Ort, außer dem reichhaltigsten Material in den Gemäldesammlungen daselbst, noch viel Ersprießliches durch den Verkehr mit seinen alten Düsseldorfer Freunden, den Professoren Julius von Hübner, Bendemann, Schnorr von Karolsfeld, welche zur Zeit in Dresden wirkten.

Der Aufenthalt in Dresden, wohin die Familie im Juni 1851 wegen der Erziehung der jüngsten Söhne übergesiedelt war, hatte für Neutern

speciell nicht den Erfolg, den er sich in künstlerischer Hinsicht versprochen hatte. Er konnte das Klima in Dresden nicht vertragen. Schon nach 3 Monaten ging er nach Baden und kehrte von da in die gewohnten Frankfurter Verhältnisse zurück. In einem seiner Briefe finden wir darüber Folgendes: „Wie ein seit 1849 aufgeschreckter Adlerhorst, schweben und suchen wir ein sicheres dauerndes Plätzchen, wo wir uns niederlassen. Die Winde und Unruhen haben uns weit nach Nordosten verschlagen. Wir haben zwar eine gute Schule gefunden, aber enorm theuer; und außer derselben ladet uns doch Nichts ein, länger zu bleiben, wenn die Jahre des Lernens vorüber sind. Einladend, vertraut dagegen, Allem lieben nahe ist Frankfurt! Und wenn einer dabei verliert, so bin nur ich es als Künstler! Hülfsmittel geringer; ich kenne sie ja! Aber das Klima, ein großes Hülfsmittel für den alten Mann zum Arbeiten! Und im Sommer diese Nähe von Willingshausen, auch für meine Kunst! Ich war immer geneigt für das Nahe, für Frankfurt.“

Nachdem also an der Hanauer Chaussee in dem sogenannten Schützenhause vor dem Allerheiligenthore eine passende Wohnung nebst einem Atelier in der Nähe aufgefunden und die beiden Söhne wieder im Gymnasium untergebracht worden, war Neuterns erste Arbeit in diesem neuen Heim eine Bleistiftzeichnung nach dem Bilde: „die Frau mit dem Kinde am Grabe,“ für ein Album bestimmt, welches die Düsseldorfer Künstler ihrem hochverehrten Lehrer Schadow zu seinem fünfundsanzwanzigjährigen Directorjubiläum am 30. November n. St. darbringen wollten. Es gereichte ihm zu nicht geringer Freude, auch seinerseits dem Manne, der auf seine Entwicklung als Künstler einen so vorwiegenden Einfluß ausgeübt, ein Erinnerungszeichen geschickt zu haben. Zu Weihnachten 1851 überraschte er seinen Schwiegerohn, dessen leidender Zustand Grund zu ernstlichen Besorgnissen gegeben und häufige Besuche der Neuternschen Familie in Baden-Baden verursacht hatte, mit einer kleinen Landschaftscomposition, welche eine Sennhütte im Berner Oberlande darstellt.

Nachdem das Osterfest des Jahres 1852 noch einmal die drei Freunde vereinigt gesehen hatte, verschlimmerte sich Joukovskys Augenleiden und zugleich nahmen seine Körperkräfte in dem Grade ab, daß ein nahe bevorstehendes Ende zu befürchten stand. Als Neutern am 27. April n. St. sich nach Baden aufmachte, fand er seinen Schwiegerohn nicht mehr am Leben. Der Schmerz über sein Hinscheiden, die Trauer über den Verlust dieses in den letzten elf Jahren ihm so nahe gestandenen Freundes,

von dem er bekannte, es hätte keinen Augenblick in jener Zeit gegeben, an welchem er nicht in Liebe seiner gedachte, drückte zu tief auf Neuterns Seele, als daß er das Gleichgewicht seiner Stimmung bald hätte wiedergewinnen können. Als das herbste Leid einigermaßen überwunden war, begab er sich im Sommer des genannten Jahres zu seinen Verwandten nach Willingshausen, um in der ansprechenden und an trostreichen Erinnerungen für ihn so reichen Umgebung dieses Ortes durch Wiederaufnahme seiner Beschäftigungen, neben physischer Erholung, zugleich Ruhe für seine verwundete Seele zu finden. So begann dort die Uebermalung des Bildchens: „die Strickerin im Profil,“ mit dem Saal des Willingshäuser Schlosses im Hintergrunde, und ward „die Kleinkinderstube“ bis auf wenige Retouchen, welche er später während des Winters in Frankfurt nachholte, vollendet. Darauf stellte er beide Gemälde im Anfang des folgenden Jahres 1853 im Stäbelschen Institut aus und sandte sie über Berlin, wo sie ebenfalls für einige Zeit ausgestellt wurden und allgemeine Anerkennung fanden, nach St. Petersburg, um dem Großfürsten Thronfolger und dessen Gemahlin dargebracht zu werden. Die Bilder befinden sich jetzt in der Ferme des kaiserlichen Lustschlosses Alexandrie zu Peterhof. Bei Alledem war es aber für ihn besonders schmerzlich, der Ueberführung der anfänglich auf dem Badener Friedhofe beigesezten sterblichen Ueberreste seines Schwiegersohnes nach St. Petersburg nicht beiwohnen zu können. Aus seiner ländlichen Einsamkeit heraus ruft er dem Andenken des Freundes nach: „Im Walde sieht's gerade, wie im Leben, aus. Die Besten unter den Alten sind weg; leere Stellen veröden den Raum und hin und wieder steht noch ein alter Freund einsam unter jüngerm Nachwuchs. Die mächtigen Eichen, an denen ich unter dem Winde stand oder in deren Höhlung beim Wintersturm ich Schutz fand, um den Anblick der erhabenen Einsamkeit ruhig zu genießen, sind dahin und kaum noch ihre Stelle zu erkennen an einem breiten Kranz von Wurzeln. Ein Naturkind grämt sich darüber; ein Kind der Offenbarung aber weiß, daß Alles Natürliche vergänglich ist und daß das Samenkorn in die Erde fallen und verwesen muß, um die neue, die rechte schöne Pflanze zu bringen, deren Wachsthum herrlich ist und ewig bestehen kann vor Gott!“

Im Sommer 1853 beschäftigten ihn dann ebenfalls in Willingshausen vornehmlich zwei Compositionen, für die er die Modelle unter den dortigen Bauern wählte. Die erstere, „ein Mägdelein, welches auf dem Kirchhof ein Kreuz schmückt,“ ist, nach seiner eigenen Erklärung, „eine melancholische

Composition und soll spielend den Tod ausdrücken; aber, wie Leid und Freude Gesang werden können dem Poeten, so bin ich dabei auch froh und eifrig gewesen, weil in voller Thätigkeit. Nun muß dazu ein Pendant kommen, das Leben, „und wenn er gleich stürbe, die Auferstehung ist gewiß!“ Diese zweite Composition stellt eine Communion in drei charakteristischen Gestalten in der Willingshäuser Kirche dar.

Unter solchen Beschäftigungen traf ihn am Weihnachtstage 1853 die Nachricht von dem Tode seines im September, wie er bereits wußte, schwer erkrankten Freundes Radowig dennoch unerwartet und erschütterte ihn tief. In Radowig verlor er seinen bewährten, seit sechsunddreißig Jahren mit ihm engverbundenen, Lebensgefährten, die Zuflucht seines Herzens in jeder wichtigen Angelegenheit, wie er von ihm sagte.

Die schweren Leiden seiner Frau, von denen sie im November 1854 durch den Tod erlöst wurde, die stete Gemüthsbewegung, dabei gichtische Schmerzen und Schlaflosigkeit hielten Neutern das ganze Jahr 1854 vom Arbeiten ab. Erst im März des nächsten Jahres 1855, nach all' den Erschütterungen seiner Seele, worunter der allerfühlbarste Schlag sein bisher ungetrübtes Familienleben durch den Verlust der treuen Lebensgefährtin nach vierunddreißigjähriger glücklicher Ehe betroffen hatte, fand er die Kraft zum Malen wieder. Und da war es ein kleines Stillleben, welches er seiner jüngsten Tochter auf den Geburtstagstisch legte: *Lovely*, das Hündchen seiner verstorbenen Frau, vor einem Blumentisch mit einem Kanarienvogelbauer. Noch aber schien die Zeit des Ausruhens von den Aufregungen der jüngsten Zeit nicht gekommen zu sein. Aus Moskau trafen beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand seiner Tochter Elisabeth ein. Er begab sich zu Anfang des Juni mit seinen drei jüngsten Kindern auf den Weg nach Rußland und mußte hierzu den beschwerlicheren Landweg wählen, weil eine Seereise durch die augenblicklichen Kriegsverhältnisse unmöglich gemacht worden war. Nach dem Besuch des Grabes seines Freundes Radowig in Erfurt ging er nach Livland zu seinem Bruder Karl, welcher das Ritterchaftsgut Wiezemhof zur Arrende hatte, und entschied sich auf der Durchreise durch Dorpat, wo sein zweiter Sohn bereits seit dem Vorjahre das Universitätsstudium beendigt hatte, nun auch den dritten die Hochschule daselbst beziehen zu lassen. Er selbst aber setzte mit seiner Tochter und dem jüngsten Sohne, welcher entschiedene Vorliebe für eine Künstlerlaufbahn bezeugte, die Reise über St. Petersburg, wo er vom Kaiser empfangen

wurde, fort. Nach fünfswöchentlichem Verweilen in Moskau bei seiner franken Tochter Joukovsky, kehrte er dann wiederum nach Frankfurt zurück.

Seine nächste Sorge war nun der künstlerischen Ausbildung seines Sohnes Christoph gewidmet, welcher vor und auch nach der Moskauer Reise, unter Professor Steinles Leitung, zur größten Freude des Vaters bisher mit Erfolg gezeichnet hatte. Ganz besonders lieb war ihm der Gedanke an die künftige Künstlerlaufbahn dieses Sohnes. Im Frühling 1856 brachte er ihn nach Düsseldorf, wo Schadow, bei Durchsicht von Christophs Studienheften, besonders aber der Federzeichnungen nach der Natur, die der angehende Künstler seinem künftigen Lehrer vorlegen konnte, eine ausgesprochene Befähigung desselben für die Malerei erkannte und ihm die willfährigste Unterstützung seinerseits zusagte. Nach äußerst genußreich im Kreise seiner ehemaligen Kunstgenossen verlebten Pfingsttagen, ging Neutern mit seiner jüngsten Tochter im Juli nach Bönigen, wo er sich indessen diesmal nicht der erhofften Muße und passenden Gemüthsstimmung für die Beendigung seiner unvollendet gebliebenen Schweizerbilder erfreute. Ueber Willingshausen in's Winterquartier nach Frankfurt zurückgekehrt, ereilte ihn die, wenngleich nicht unerwartete, so doch nicht minder schmerzliche Nachricht von dem Tode seiner Tochter in Moskau.

Der Sommer 1857 endlich brachte ihm nach all' den schweren Erlebnissen und ununterbrochen auf einander folgenden Verlusten der letzten Zeit die Freude, sämmtliche noch lebende Kinder und Großkinder bei Gelegenheit der Taufe seines Großsohnes, Adolfs von Wulf, in Wiesbaden versammelt zu sehen. Aus dieser Zeit stammt ein lebensgroßes Porträt seines Sohnes Basil und ein unvollendetes kleineres Gemälde, auf dem das glückliche Zusammensein der Familie durch eine Gruppe aller anwesenden Glieder derselben verewigt werden sollte. Als aber seine Kinder ihn theilweise verlassen und er im Frankfurter Atelier seine gewohnte Ruhe wiedergefunden hatte, ging er, erfrischt und gestärkt durch die Eindrücke der verlebten Monate, an die Beendigung seiner mehrerwähnten Schweizerbilder und hatte die Freude das Baumbild, zu Anfang des nächstfolgenden Jahres 1858 fertig auf der Staffelei stehen zu sehen. Mit ganz besonderem Eifer und erneuter Arbeitslust machte er sich danach an sein Madonnenbild. Es ward denn auch nach angestrengtester Arbeit im Juni desselben Jahres in der Höhe von circa drei Fuß vollendet, worauf es, in einen architektonisch ausgeführten Goldrahmen eingefügt, für einige Tage auf die Frankfurter Ausstellung gegeben und sodann, zugleich mit dem vorher genannten Baum-

bilde, nach St. Petersburg abgesandt werden konnte. Hier wurden beide Gemälde von seinen Söhnen in Empfang genommen und nach Peterhof befördert, um dem Kaiser dargebracht zu werden. Gegenwärtig befinden sie sich in der Ferne von Alexandrie.

Gestärkt durch eine Kur in Wildbad schickte er sich am Schluß des Jahres an, auch das zweite Schweizerbild, „die Sängerinnen im Boot“, zu vollenden. Da erhielt er ganz unvorbereitet die erschütternde Nachricht von der schweren Erkrankung seines jüngsten Sohnes in Düsseldorf an einem acuten Lungenleiden, welchem derselbe einige Tage darauf im Alter von einundzwanzig Jahren erlag. Mit diesem letzten Schlage, der den schwergeprüften Greis betraf, war nun auch die beglückende Aussicht, in dem begabten Jüngling seine eigenen künstlerischen Bestrebungen fortleben zu sehen, dahingeschwunden! Es bedurfte der ganzen, Neutern eigenen, Glaubensstärke, um den mit dem Fehlschlagen dieser innigsten, sein Alter erhellenden, Hoffnung verbundenen Schmerz aus der Hand Gottes willig hinzunehmen und demüthig zu ertragen.

Im März 1859 gelang es Neutern, obgleich ihm nach dem Erlebten eigentlich die Lust am Malen fehlte, endlich sein Bootbild fertigzustellen. Späterhin machte er einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Willingshausen und untermalte das Abendmahlbild nach dortigen Modellen; letzteres ist jedoch nicht mehr fertig geworden. Ein Rendez-vous im Herbst dieses Jahres mit seinen alten, auf einer Badereise begriffenen, Dienstkameraden, den Generalen Georg von Helfreich und Frommhold von Sivers, in Schlangenbad brachte ihm nach den, wie wir oben gesehen haben, fast unausgesetzt ihn verfolgenden Prüfungen einige Erquickung. Die leider nur zu kurzen Tage des Zusammenseins der drei ehemaligen Krieger gestalteten sich durch die Erinnerung an gemeinsam erlebte interessante Episoden und den Austausch ihrer in den verschiedensten Lebensführungen gesammelten Erfahrungen zu einer höchst genussreichen Zeit und zogen ihn momentan wenigstens von den ihn je mehr und mehr beschleichenden trüben Gedanken ab. Trotz einer durch diese Anregung in seinem Gesundheitszustande eingetretenen Besserung und der damit Hand in Hand gehenden erhöhten Gemüthsstimmung, hatte er sich indessen im Winter von 1859 auf 1860 über eine zunehmende Schwäche der Sehkraft seines rechten Auges bitter zu beklagen und die hierdurch bedingte Unfähigkeit, sich mit seiner Kunst weiter zu beschäftigen, lastete schwer auf ihm. Dies brachte eine allgemeine Ver-

stimmung zu Wege, unter welcher sein ganzer Organismus sichtlich zu leiden begann. Die dagegen angewandten Mittel, so der wiederholte Gebrauch von Schlangenbad und der Aufenthalt an verschiedenen schönen Punkten der Schweiz in den Jahren 1862 und 1863 beruhigten zwar seine erregten Nerven auf Augenblicke, gaben ihm jedoch den Schlaf nicht wieder zurück. Auch blieb sein geschwächtes Auge ein stetes Hinderniß, sich der Delmalerei hinzugeben, wenn es gleich das Zeichnen mit Kohle und Kreide auf grauem Papiere ermöglichte. Auf diese Weise sind die im Winter 1861 ausgeführten, einen Sturm im Walde und die Ruine von Unspunnen bei Interlaken darstellenden, zwei Cartons gewissermaßen als die letzten Compositionen seiner Hand zu betrachten. Beide Zeichnungen geben den Ausdruck der schwermüthigen Stimmung wieder, welche ihm der Zustand seiner nunmehr erlahmten Kraft zum Bewußtsein brachte!

Mit dem Jahre 1864 überkam ihn sein altes Nervenleiden in verstärktem Maaße, sodaß an irgend eine anhaltende Beschäftigung seinerseits gar nicht zu denken und er meist nur auf die von seiner Tochter ihm gebotene Lektüre aus Geschichtswerken und Belletristik angewiesen war. In seinem Zustande, der sich durch die Lähmung der ganzen rechten Seite in Folge eines Schlaganfalls noch verschlimmert hatte, traten nur während der wärmeren Jahreszeit momentane Erleichterungen ein, wozu die Besuche theilnehmender Freunde und Bekannter nicht unwesentlich beitrugen. Insbesondere war ihm der Umgang mit dem ehemaligen Rector des Frankfurter Gymnasiums, Dr. Vömel, angenehm, da er ihm aus den Psalmen und dem Buche Hiob vorlas und hieran eine dem Seelenzustande des Kranken angepasste Betrachtung zu knüpfen pflegte. Auch berührte ihn äußerst sympathisch seine Ernennung zum Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt, wodurch, wie es in dem vom 24. Juli n. St. 1864 aus Goethes Vaterhause ausgestellten Diplome heißt, „sein Wirken und seine Verdienste eingetragen sind in das Buch der Ehren des deutschen Volks, dessen höchster Stolz und Ruhm besteht in Thaten des Geistes, in der Veredlung der Menschheit durch Wissenschaften, durch Künste und allgemeine Bildung.“

Im neuen Jahre 1865 wiederholten sich die Schlaganfälle. Die Lähmung schritt dabei stetig fort: er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Am 22. März n. St. entschlief er sanft, umgeben von seinen Angehörigen.

Zahlreiche Freunde und Bekannte geleiteten unter dem Vortritt des viele Jahre hindurch mit Neutern innig verbundenen Seelsorgers, des Pfarrers Anton Wehner, die Leiche auf den Sachsenhäuser Kirchhof, wo sie neben dem Grabmale seines jüngsten Sohnes bestattet ward. Ein in rothem Sandstein von dem Bildhauer Nordheim künstlerisch ausgeführtes Monument mit dem Porträtmedaillon des Verewigten und, als Sargchrift, dem von ihm selbst gewählten Lieblingspsalme 103, Vers 1—4, bezeichnet die Stelle, wo er inmitten seiner ihm vorangegangenen Angehörigen ruht.





Nachdruck verboten.

Vermählt.

I.

Velch süßer Traum in Deinen Armen
Ruft neu mich in die Welt zurück,
Voll strömt in freundlichem Erbarmen
In's todtgeglaubte Herz das Glück.

Wie könnt ich jemals frei Dich geben
Da Alles hin zu Dir mich drängt,
Du hast zu viel von Deinem Leben,
Von Deiner Liebe mir geschenkt.

O gib dem seligen Gedanken,
Dem Traum der Träume Fleisch und Blut,
Nicht flücht'ge Stunden laß Dir danken,
Verzehren soll auch Dich die Glut,

Im Innersten sollst Du entbrennen,
Gefangen geben Herz und Sinn
Dem Fühlen ganz und dem Erkennen,
Daß ich Dir Herr und Heiland bin.

II.

Seit mein Herz sich voll ergeben
Dir und ewig Dir
Streif ich alles fremde Leben
Mühelos von mir.

Nicht' der Stimmen, die mich riefen
 Nicht, zu fremder Welt,
 Mag mich nur in Dich vertiefen,
 Einzig Dir gefellt.

Jahr um Jahr aus öder Wildniß
 Heller Frühling bricht
 Und Dein wunderfelig Bildniß
 Schenkt den Tagen Licht.

Was nur je im Reich der Sinne
 Funkelt, blüht und lenzt,
 Hat im Feuertrunk der Minne
 Mir Dein Mund kredenzt.

Und ich fühl's wie unter Thränen
 Sich die Zeit erfüllt,
 Fühl es wie Dein tiefstes Sehnen
 Mir entgegen schwillt,

Daß zugleich sich mir vermähle
 Mit dem Leib und Blut,
 Deiner ganzen reichen Seele
 Ungetheilte Gut.

III.

Wirr vom Leben umgetrieben
 Steh auch ich gebannt,
 Und mein Denken und mein Lieben
 Ruht in Deiner Hand,

Wähnte Alles längst verloren,
 Tief getaucht in Nacht,
 Und nun preis' ich, neugeboren,
 Deines Geistes Macht,

Du nur konntest mich erlösen
 Von dem Grau, dem Nichts —
 Und es ward Dein mildes Wesen
 Quelle mir des Lichts.

Bilder, blaß und unverstanden
 Hast Du voll befeelt,
 Und ich fühl mit weichen Banden
 Mich dem All' vermählt,

Sänftigtest die bittern Schmerzen —
 Und auf Dein Gebot
 Wuchs die Liebe groß im Herzen —
 Treu bis in den Tod.

Selbst zu ungeahnten Fernen
 Lenkst Du kühn die Schau,
 Schmückst mit räthselhaften Sternen
 Mir des Himmels Blau,

Bist mir einzig Lust und Sonne
 Die den Pfad erhellt,
 Bist mein Leiden, meine Wonne,
 Bist mir Gott und Welt!

IV.

(Mit einem durch die Erinnerung geweihten Ringe.)

Nicht um zu danken und zu werben,
 Nur um zu huld'gen und zu weih'n
 Soll nun für Leben und für Sterben
 Dies theure Pfand Dein eigen sein!

Von tiefster Liebe mag es zeugen
 In der mein Herz zu Dir entbrennt
 Und Alles, was ihm werth und eigen
 Allein mit Deinem Namen nennt!

Guido Eckardt.



Aus alter Zeit.

Von Fr. Hunnius, Probst in Maholm.

In Einband in Schweinsleder, eine alte vergilbte Handschrift ist eigentlich nur etwas für Kenner. Gewöhnlich geht man an solchen Raritäten ziemlich gleichgültig vorüber. Diesmal aber blieb mein Auge doch an einer von sehr feiner, geübter Hand gemachten Aufzeichnung in meinem Archiv haften. Zumal der Inhalt eine sehr blutige Geschichte behandelte, einen verheerenden Krieg, den der Schreiber dieser Aufzeichnung selbst erlebt hatte. Ich kam in eine feierliche Stimmung, wenn ich mir vorstellte, daß dasselbe Buch, das ich in der Hand hielt, vielleicht von dem Mg. Scholbach, der es vor 237 Jahren eingerichtet, melancholisch zusammen geklappt sein könne, nachdem er seinen Vergleich der Zerstörung Maholms mit der Zerstörung Jerusalems niedergeschrieben hatte.

Ich glaube, daß der von mir ausgewählte Theil der Memorabilien des M. Scholbach wohl der Veröffentlichung werth ist und einige historische Bedeutung beanspruchen kann. Vor Allem, was er von dem Einfall der Russen in's Maholmsche Kirchspiel sagt, ist wichtig, dann aber auch ist seine Notiz über die Fürstin von Bernau interessant. Um beides verständlich zu machen, möchte ich eine Schilderung der damaligen Verhältnisse voranschicken, soweit ich sie kennen zu lernen vermochte und dann Scholbachs Aufzeichnungen selbst folgen lassen.

In einer Unterredung, die die Königin von Schweden kurz vor ihrer Abankung mit dem polnischen Gesandten hatte, sagte dieser: der König von Polen und dessen Republik werden ihren Nachfolger Carl Gustav X nicht als König von Schweden anerkennen. Die Königin eilte ihm zu erwidern: Ihr Vetter Carl Gustav werde Johann Casimir mit dreißigtausend Zeugen beweisen, daß er rechtmächtiger König von Schweden sei. Bald nach seinem Regierungsantritt erfüllte sich diese Voraussage und die glücklichen Erfolge der schwedischen

Waffen in Polen reizten das benachbarte Rußland auch seinerseits die Waffen gegen das übermächtig werdende Schweden zu erheben. Im Jahre 1656 brach ein großes russisches Heer in Livland ein, näherte sich Riga und begann endlich dessen Belagerung. — Als schwedische Reiter das russische Lager beunruhigten, wurden sie dabei vom Grafen Heinrich von Thurn ermuntert, der von den Russen getödtet wurde. Der Lieutenant von Buddenbrock wollte dessen Leiche aus den Händen der Feinde befreien, entkam aber nur mit genauer Noth dem eignen Untergang. Endlich gelang es doch den Schweden sich der Leiche des Grafen zu bemächtigen, aber ihr fehlte der Kopf. Am 25. August erschien ein russischer Parlamentär vor dem Thor von Riga mit einem Brief an den Grafen de la Gardie, der Brief wurde den Russen wieder zurückgeschickt. Der Parlamentär brachte aber auch ein Kästchen, in dem, in ein seidenes Tuch geschlagen, der Kopf des Grafen von Thurn lag. Dessen Wittve Johanna Margaretha, Markgräfin von Baden-Durlach empfing den Kopf und ließ dem Ueberbringer eine Erkenntlichkeit reichen.¹⁾

Ich meine, daß diese Frau jene „Fürstin von Bernau“ gewesen ist, von der M. Scholbach als Hofprediger und Beichtvater vocirt zu sein angiebt. — Graf Heinrich von Thurn ist offenbar der Sohn des aus dem Böhmischem Aufstand bekannten Grafen Mathias von Thurn und seiner Gemahlin Magdalena von Hardeck. Nachdem Graf Mathias von Thurn bei Steinau von Wallenstein gefangen worden war, hielt seine Gemahlin Hof in Bernau.²⁾

Riga wurde von den Russen nicht bezwungen, das russische Heer zog weiter und eroberte Rokenhusen, auch Dorpat fiel in seine Hände. Im Jahre 1657 dauerten die Feindseligkeiten fort, es wollte den Schweden nicht gelingen, mit den Russen zu einem Frieden zu kommen. Ja, Graf de la Gardie entschloß sich die Russen im eignen Lande anzugreifen. Er ging mit 1800 Reitern und 1200 Dragonern ohne alles Fußvolk bei Wask-Narva über die Narowa und drang bis nach Gdow vor. Die Bewohner heuchelten Furcht vor den Schweden, aber bald sammelte sich ein großes russisches Heer, Graf de la Gardie ging eilig nach Ehstland zurück. Ein russisches Heer von 4000 Mann folgte ihm auf dem Fuß über die Narowa nach Bierland. Hier wurde von den Russen ganz Allentacken verwüstet, drei Kirchspiele verheert, die schönen, steinernen Kirchen in Zewe, Maholm, Zuggenhusen sowie einige hölzerne Kirchen um Narva herum verbrannt.³⁾

¹⁾ Nach Gadebusch.

²⁾ Olearius p. 45.

³⁾ Gadebusch.

Dieser russische Einfall erstreckte sich nur bis zum Sembach, der das Maholmsche vom Wesenbergischen Kirchspiel trennt. Hier kehrten die Russen wieder um, und gingen nach Rußland zurück.

Solches erlebte Mg. Scholbach, der eben in Maholm Pastor geworden war. Er entfloh mit Hilfe des Besizers von Poeddes nach Finnland und kehrte im folgenden Jahr nach Maholm zurück. Das Nähere darüber wird sein eigener Bericht geben. Scholbach ist von großer Bedeutung für Maholm gewesen. Von den vier Predigern vor ihm, die Schweden gewesen zu sein scheinen, ist kaum mehr als der Name bekannt. Er schuf erst geordnete kirchliche Verhältnisse, die Kirche wurde wiederhergestellt, das Pastorat wurde aufgerichtet. Manche noch heute vorhandene Einrichtungen auf demselben stammen von ihm. Er hat den Besitzstand der Kirche, die Grenzen der Ländereien, die Zahlungen und Zuwendungen an die Prediger genau angegeben. Raslos thätig, hat er sich im Jahre 1672, zwei Jahre vor seinem Tode, eine Familiengruft in der Kirche nahe dem Altar erworben. Der Grabstein findet sich noch heute im Chor der Kirche und es steht auf demselben: Dieser Stein und diese Stelle gehört mir M. Michael Scholbach und meinen Erben erb und eigen 1672. Ihm folgten als Prediger bekannte deutsche Namen: Johannes Bartmann, Mg. Arnold von Husen, Tobias Schonert, zu dessen Zeiten der Nordische Krieg wieder verwüstend über das Land ging. Nach diesen einleitenden Ausführungen lasse ich die Aufzeichnungen Scholbachs selbst folgen.

~~~~~

### Jehowa juwa!

Anno 1656 den 20. Decembris ist der Seel. Pastor Hr. Elias Gränzien in Gott dem Hrn Seelig endschlafen, dem Gott der Herr eine sanfte Ruhe in der Erde verleihen, und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung zum ewgen Leben bescheren wolle!

In seine Stelle bin ich M. Michael Scholbach, Revaliae-Livonus, anno 1657 d. 19. Mai zum Pastoren bei genannter Kirchen legitime vociret und vom Herrn Episcopo Joachimo Theringio confirmiret worden.

In der königlichen Stadt und Festung Narva hatte ich dem lieben Gott gedienet bei 11 Jahr an der deutschen Gemeine, da mich der leidige Reid so lange verfolgte, bis ich selber meinen Dienst dajelbst resigniren, Haus und Hof verlassen und die Nyensche Vocation ungeru (weil mein Gnädigster König im Reiche nicht anzutreffen, noch um Recht anzurufen war)

1) Es wird dort bestätigt stehen, „Dieser Stein u. Stelle“

bei der deutschen Gemeine, die da versammelt war, annehmen mußte. Als ich auch daselbst in Nyen dem grundgütigen Gott nach den geringen Gaben, welche mir verliehen waren, aufs treulichste gedient und der löblich deutschen Gemeine bis anderthalb Jahren vorgestanden, daß auch ipsa invidia mir nichts anders als gutes wird nachzusagen wissen, fiel leider der Moskowiter daselbst ins Land und ward sowol ich als meine lieben Zuhörer von dannen vertrieben, daß wir kaum mit dem Leben davon kamen und nicht allein die Stadt sondern auch das ganze Land nach uns ruinirt und eingeeäschert ward, worüber ich mit den lieben Meinigen nach Reval mich begeben und andre Promotion von dem lieben Gott erwarten mußte. Darauf erhielt ich obgedachte Vocation von den hochedelgeborenen, gestrengen, groß achtbaren, festen und mannhafsten Hrn Kirchspiels-Junkern und Eingepfarrten des genannten Kirchspiels St. Nicolai zu Maholm, welche waren 1) Hr Hans Engdes, Erbherr auf Poeddes und des Fürstenthums Ehsten hochbetrauter Landrath, 2) Hr Herman Wrangel von Abbdinal, 3) Hr Jürgen Verfüll von Angern und Derthen, 4) Hr Major Johann Müller von Runda, 5) Hr Dettloff Sommer Pfandhalter auf Waschul, 6) Hr Heinrich Döbnhof auf Kappel, 7) Hr Niels Baghumut auf Sauern, 8) Frau Margarete von Lewolbe, sel. Hrn Herman Büllingshausens von Paddas hinterlassene Frau Wittib, 9) Margareta Vanting sel. Hrn Salomon Raben nachgelassene Frau Wittib auf Warz, 10) Hans Behrens Amtsverwalter wegen der beiden Hoch-Gräfl. Güter Malla und Nsergen. Welche Vocation auch anno 71 die hochwohlgeborne Frau Gräfin Syria Bielck, des Erlauchten Hoch und Wohlgeborenen Hrn Grafen und sel. Feldherrn Hrn Gustaw Horns nachgelassene Frau Wittwe mit consens des hochwohlgeborenen Herrn Baronis und Ober-Kammerherrn Hrn Niels Bielke selber eigenhändig confirmiret und bekräftigt hat.

Kaum daß ich von meines sel. Hrn Antecessoris Begräbniß ein (nach Pfingsten) der Frau Wittiben zum besten bis Michaelis aufgewartet, auf dem hochadlichen Hof Paddas gewohnt und von den Hrn Kirchspiels Junkern auch andern Eingepfarrten mein reichlich Einkommen und Unterhalt gehabt, fiel der grausame Feind der Moscoviter an diesem Orte wieder ins Land und machte Alles bis an die Semmsche Brücke wüßt und kahl, worüber ich mit meinen lieben Kirchspielsleuten und 3 Söhnen abermal reiß aus nehmen und davon fliehen mußte. Aber habe Gott zuerst und hernach dem hochedelgeborenen Hrn Landrath Hans Engdes zu danken, welcher einige Wagen nach mir sandte, mich und die meinigen an den Maholmschen

Strand abholen ließ und mit sich auf seine Fracht-Schute hinüber nach Finnland nahm, wo selbst die Hochedelgeborne Frau sel. Hrn Hartwig Nödings nachgelassene Frau Wittve auf Lahoska (nicht anders als wie die Wittve zu Sarepta den Propheten Elias auf und annahm) mich zu sich holen ließ und uns alle also versorgte, daß wir's nicht genug rühmen können: Jesus wolle es ihr und den ihrigen auch allen meinen Wohlthätern hier zeitlich und auch dort ewiglich an Leib und Seele wieder belohnen! Nachdem der Winter verfloßen und sowohl der Pohl als auch der Muscoviter aus dem Land wieder gewichen war, die grausame Pest auch durch Gottes Gnad und Allmacht aufgehört hatte, begab ich mich mit den lieben Meinigen wieder nach Reval und strandete mit einer finnischen Schute unter Wolffund, jedoch half uns Gott der Herr abermal davon: und kamen endlich gegen Pfingsten wieder nach der Maholmschen Kirche. Aber was für Elend wir für uns funden, ist nicht zu beschreiben. Die edle Kirche, die zuvor wohlgebauet war, lag wüste, keine Thür, kein Stuhl, kein fenster, auch kein eisen Nagel war mehr darinnen zu finden, die Gräber waren mit Feuer zersprengt und die Todten beraubt, die Glocken hinweg geführt, das Pastorat eingäschert, die Dörfer und Höfe umher verwüstet, summa die Zerstörung Jerusalems war allda vor Augen gleichfalls zu sehn. Die nächsten Bauern wollten vorgeben, als wenns der Feind Alles gethan hätte, aber es war vielmehr zu beweisen, daß sie es selber nach des Feindes Abzug selber verrichtet: ein Part strafte Gott deswegen und sie elenden Todes sterben mußten, die meisten leben noch, Gott mag es ihnen vergeben und weil die Patronen dazu still schweigen, selber dermaleins an solche Kirchen-Störer seine Rache sehen lassen.

Weil aber gleichwohl gepredigt und der Gottesdienst verrichtet sein wollte, mahsen die meisten Bauern, die noch am Leben waren, sich von allen Orten wieder versammelt hatten, achtete ich es nicht und mich die Hochwohlgeborne Fürstin von Bernau zu ihrem Beichtvater vocirte auch die Hrn Kirchspiels-Junkern von Ampel mich an ihre Kirche berufen hatten, über das auch einige von der Hrn Kirchspiels-Junkern selbst besorgten, daß ich bei solchem Ruin zu Maholm nicht würde leben können und mich daher gerne nach Regel wollten befördert sehn, blieb viel lieber hier selbst und behalf mich, wie ich konnte, bald wohnte ich auf Malla, bald im Dorf Wörkül, am meisten im Dorf Waschel, woselbst ich eine Bauern-Kiege inne hatte und mich solange im Rauch aufhielt, bis der Sommer wieder herantam-



### Corrigenda:

- S. 444 B. 2 v. u. I. Kienast statt Kiuwaß.  
" 451 " 20 " o. " Bonnyes statt Komnyes.  
" 451 " 25 " " nach 22. Februar zu ergänzen 1893.  
" 452 " 8 " u. " Ritterbuches statt Ritterhauses.



Herausgeber: Arnold v. Lideböhl.  
Redacteur: N. Carlberg.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

# Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen  
des livländischen Gouvernements

in Firma:

[12]-9

# „Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

## Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,

wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,  
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

## Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

### Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage von sämtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,  
Göpel Drescher, Reinigungsmaschinen etc.

**Düngemittel,** wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-  
schlacke.

**Kraftfutter,** wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie  
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägeln.

**Landwirthsch. Sämereien:** wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-  
klee und sämtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

### Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hantschläuche, Lederriemen etc. etc.

**An- und Verkauf von Getreide und Saaten.**